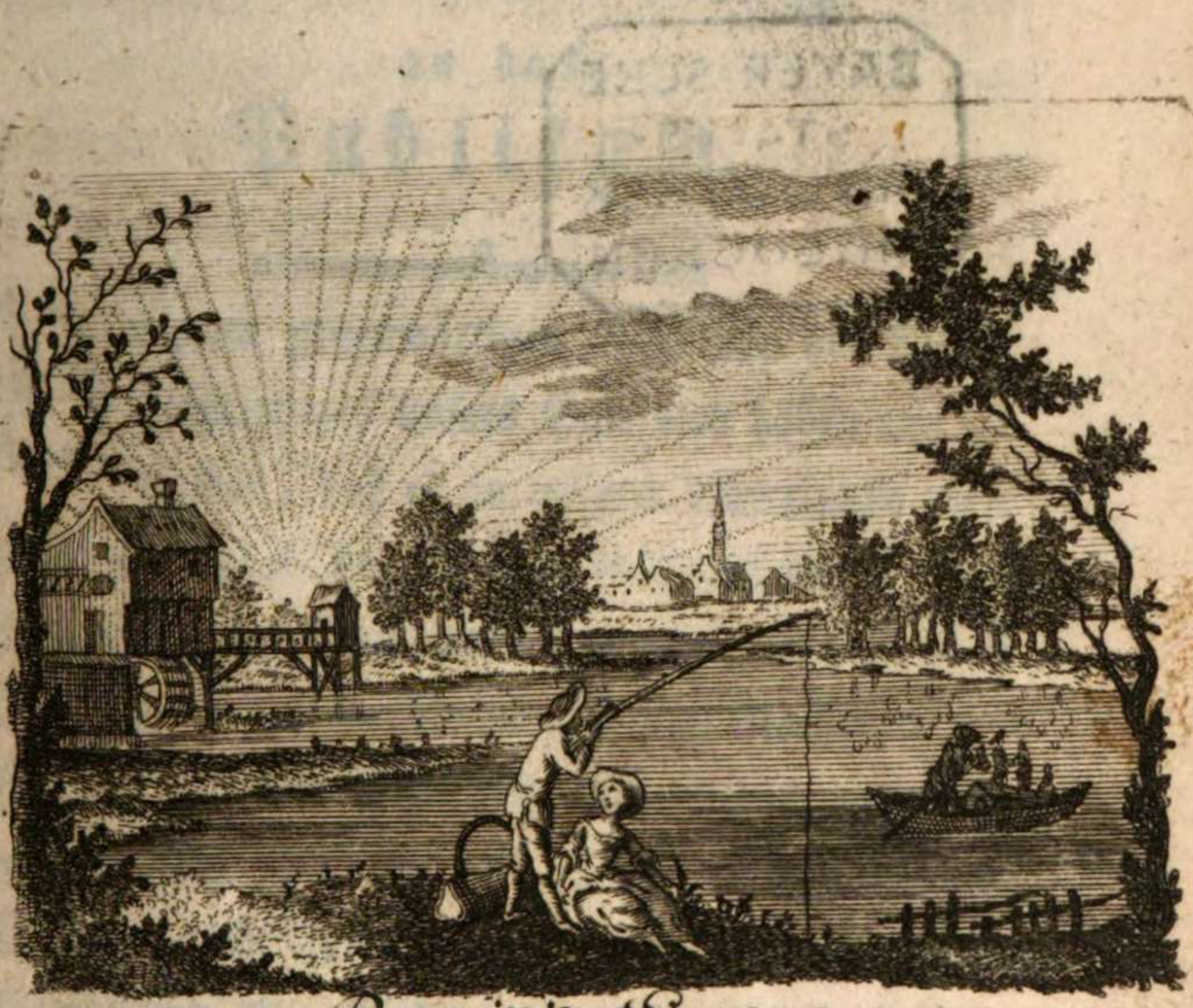
Der
Patriot
in Baiern.

Eine Wochenschrift
mit Kupfern
II Theil.



Promittit Serena.

Mit Churfürstl. gnädigster Freyheit.

München 1769.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Eine Erinnerung an das Publikum.

Bey dem gegenwärtigen Beschluße des halben Jahrganges unsers Patrioten haben wir gefunden, daß es in unserm Vaterlande zwar manche Liebhaber der schönen Wissenschaften, aber noch sehr wenige Nachahmer derjenigen Meisterstücke giebt, die uns unsre Vorgänger und Nachbarn geliefert haben. Der Eifer des Bücherlesens wacht immer mehr auf. Allein verschiedene Ursachen verhindern, daß nicht alle wirklich tüchtige Genies Hand anlegen, und ihre Kräfte in dem Reiche der feinern Gelehrsamkeit versuchen wollen. Die wenigen, die

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Lust und Fähigkeit zugleich besitzen, sind meistentheils in Umstände gesetzt, wo sie an Nichts weniger, als an die schönen Wissenschaften denken können.

Es gehet also in unserm Vaterlande mit allen Theilen der schönen Wissenschaften noch eben so zu, wie die Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste in der Vorrede zum ersten Bande von dem schlechten Zustande der theatralischen Poesie in ganz Deutschland geklaget. Wie ist aber dem Uebel zu helfen? Ich dächte, das Mittel, das eben die Bibliothek ergriff das Trauerspiel zu erheben, dieses Mittel könnte auch in unsern Gegenden dienen, die schönen Geister, und guten Köpfe zur Bearbeitung des noch sehr öden Feldes der schönen Gelehrsamkeit aufzumuntern.

Zu dem Ende setzen wir für das beste Gedicht, und für die wohlgerathenste prosaische Satyre, für jedes insbesondere einen Preis von zwoen Carolinen aus, und wünschen von Herzen, daß hauptsächlich unsre Mitbürger uns gute Aufsätze einsenden möchten.

Die

Die einzusendenden Stücke müssen längstens bis zu Ende des Novembers einlaufen, und man wird sodann gleich beym Eintritte des neuen 1770sten Jahres bekannt machen, welches Gedicht, und welche Satyre die vorgesetzten Preise verdienet haben. Später als bis zu Ende des Novembers wird nichts mehr angenommen, oder eröffnet.

Diejenigen, die uns mit ihren Aufsätzen beehren wollen, werden gebethen, ihre Schriften mit einem beyliegenden verschlossenen Zettel, darinn ihr Namen, ihr Stand, und der Ort, wo sie sich befinden, unumgänglich nothwendig enthalten seyn muß, an Herrn Johann Nepomuk Fritz Buchhändler unter dem schönen Thurme mit einem innerhalb befindlichen Umschlage oder Couvert an den **Verfasser des Patrioten** postfrey einzusenden, und auf die Schriften selbst oben eine beliebige **Devise** zu setzen, daß man die Schriften unterscheiden kann. Wir versprechen heilig, die Nämen derjenigen, die keinen Preis erhalten, zu verschweigen, wenn sie nicht selbst in deren Bekanntmachung einwilligen.

Nun müssen wir aber auch noch, hauptsächlich wegen unsrer Landsleute, einige Erinnerungen hinzufügen, nach welchem Plane wir nämlich gerne diese Stücke eingerichtet sähen. Das Gedicht, kann ein Lehrgedicht, oder eine Ode, oder auch sonst ein längeres Gedicht seyn. Die ungereimten Versarten schließen wir darinnen eben nicht aus. Wir werden aber bey gleicher Stärke der Gedanken in zweyen Gedichten, natürlicher Weise dem gereimten den Vorzug einräumen müssen; denn einmal ist der Reim für das Gehör reitzender, und das Sylbenmaaß, voraus das jambische bestimmter als ein deutscher gewöhnlicher Hexameter, darinn, ja selbst in dem Meßias, noch sehr viele Rauhigkeit und Härte stecket. Wenn aber ein reimloses Gedicht vorzüglich stark, feurig, und meisterhaft ausfällt, und die übrigen Gedichte keinen gleich erhabnen Schwung zeigen, so werden wir diesem ohne allen Anstand dem Preis zu erkennen. Den Gegenstand der Gedichte schreiben wir keineswegs vor, und lassen darinn jedem Dichter freye Wahl, nur müssen wir dieses erinnern, daß man sich vor anstößigen, oder die Religion berührenden Materien, hüten möge.

Bey der prosaischen Satyre schreiben wir ebenfalls keinen Gegenstand vor, denn einmal ist ein witziger Geist zu sehr eingeschrenkt, wenn er nach einem geometrisch ausgezirkelten Plane arbeiten soll, und nicht seinem Genie freyen Lauf lassen kann. Aber die bey Einrichtung der Gedichte gemachte Erinnerung wegen der Anstößigkeiten soll auch von der Satyre gelten.

Hier muß ich auch dieses noch hinzufügen, daß man in der Satyre nur allgemeine, nicht aber sonderheitliche, das ist, persönliche Charaktere schildern soll. Rabener in seinem Vorberichte vom Mißbrauche der Satyre hat die Ursachen genug angegeben, warum eine persönliche Satyre allzeit zu tadeln sey. Man läuft dabey immer in Gefahr entweder ein förmlicher Pasquillant zu werden, oder aber Dinge zu sagen, die nur in einem gewißen Lande, ja gar oft nur in einer einzigen Stadt, keineswegs aber von ganzen Völkern, und noch weniger von der Nachwelt können verstanden werden.

Alles, was sich immer auf einzelne Personen, oder auf einzelne Gebräuche beziehen kann, ist von

unsrer Satyre ausgeschlossen. Denn der Endzweck der Satyre ist, allgemeine Thorheiten lächerlich zu machen, und dadurch die Menschen zu belehren, und zu bessern.

Und dieses ist von der Einrichtung der beyden Preisstücke genug gesagt. Von dem Preise ist Niemand ausgeschlossen. Ausländern sowohl als Landsleuten wollen wir ihn mit gleicher Aufrichtigkeit zu erkennen, wiewohl wir wünschen durch dieses Mittel vorzüglich unsre Mitbürger aufzumuntern, die schönen Wissenschaften auch in unsern Gegenden zu betreiben, und nach Möglichkeit zu verbreiten.

Wenn wir das Glück haben, unsre gewiß patriotische Bemühung gut angewendet zu sehen, vielleicht entschließen wir uns dann, künftig mit den Preisen fortzufahren, und dieselben zu erhöhen, besonders, wenn wir dießmal Stücke von einem sonderbaren Werthe erhalten sollen.

So wie die eingesandten Stücke vollkommner eyn werden, so werden wir auch entweder bey dem näm-

nämlichen Fache von poetischen und prosaischen Ausarbeitungen stehen bleiben, oder aber mit der Zeit steigen, und auf Reden, scherzhafte Heldengedichte, poetische Satyren, und Trauerspiele Rechnung machen.

Zum Beschluße bitten wir noch diejenigen, die uns was einzusenden denken, ihre Stücke in einer leserlichen Abschrift uns mitzutheilen. Es hat seine gewißen Ursachen, warum wir kein Stück in des Verfassers eigner Handschrift zu bekommen wünschen. Doch der verschloßene Zettel kann von dem Verfasser selbst geschrieben seyn.

Diejenigen, die einen Preis erhalten sollen, werden gleich nach der Bekanntmachung die zwo Carolinen gegen einer ausgestellten Quittung bey unserm Verleger erheben können.

In der That sind unsre Gesinnungen in diesem Stücke patriotisch. Wir wünschen von Herzen die Aufklärung der Wissenschaften in unsrem Vaterlande, und deßwegen haben wir dieses Hülfsmittel ergriffen.

Es giebt auch noch verschiedene andere, die von ziemlichen Werthe sind. Und eines davon ist gewiß vorzüglich die Bekanntmachung guter inn- und ausländischer Schriften. Wir haben in den Beyträgen zu unsrem Patrioten angefangen, nicht nur schlechtweg Anzeigen von Büchern zu geben, sondern auch die Güte derselben zu bestimmen, und unsern Lesern durch gründliche Beurtheilungen den wahren Werth eines jeden Werkchens bekannt zu machen. Es ist wahr, vielen hat diese Methode nicht gefallen wollen, und wir wissen verschiedene Critiken, die uns dawider gemacht worden. Indessen werden wir aber doch in unsrem Plane fortfahren, und vieleicht gar mit Nächsten, noch dazu eine Ausfertigung einer gut geschriebenen gelehrten Zeitung unternehmen; davon man in unsern Gegenden noch einen völligen Mangel hat.

Im übrigen erwarten wir, wie das Publikum unsre patriotischen Gesinnungen aufnehmen wird, und ob sich auch aus unsern Landsleuten viele finden sollen, die sich durch ihre Arbeiten mit uns gemeinschaftlich bestreben werden, das Reich der schönen Gelehrsamkeit immer mehr zu erheben, und auszubreiten.

Die

Die Erfindung des Weins, und der Lauben.

Als Bachus mit der mächtgen Hand
Die erste Rebe pflanzte,
Mit Kränzen seine Stirn umwand,
Und um die Rebe tanzte;

Da rief er alle Götter her,
An seinem Tisch zu speisen,
Und alle sollten, gleich wie er
Jetzt die Erfindung preisen.

Zevs, sprach er, was du je erdacht,
Kann meiner Kunst nicht gleichen.
Ja selbst der Mensch, den du gemacht,
Muß meiner Rebe weichen.
Er lebt verzagt, und seufzt gequält:
Sein Antheil sind nur Schmerzen;
Die frohen Stunden, die er zählt,
Helf' ich allein verscherzen.

Du lächelst, Vater? — trinke nur
Von diesem süßen Naße:
Dann sprich, ob sich nicht die Natur
Von neuem wieder fasse.
Zevs trank! — Die Götter tranken auch,
Und fühlten Geist und Leben,
Und leerten bald den vollen Schlauch,
Den Bachus hergegeben.

Jetzt krönte ihn ihr lauter Ruhm;
Sie küßten ihn, und sangen,
Daß alle Thäler weit herum
Vom Lustgeschrey erklangen.
Man sagt, daß Zevs der Juno Neid
Allhier zuerst empfunden,
Und daß der Gott der Trunkenheit
Mit Amorn sich verbunden.

Bald endigte der Jubel sich;
Die Götter schliefen alle.
Nur Bachus trank noch meisterlich
Aus seiner weiten Schale.
Sein erst Geschöpf der göldne Wein,
Die honigsüße Traube
Gab ihm den neuen Anschlag ein,
Und er erfand die Laube.

Gleich winkte er den Satyrn her,
Und ließ sie Stäbe schneiden,
Und pflanzte um den Jupiter
Den schönsten Busch von Weiden.
Die Rebe hieß er oft gekrümmt
Das obre Rund bedecken;

Ein Kranz von Rosen ward bestimmt
Den Eingang zu verstecken.

Nun jauchzte er, der Satyr mit,
Und Jupiter erwachte.
Er wankte noch beym ersten Schritt:
Der junge Bachus lachte.
Jetzt sahn die Götter vor sich hin,
Und sahn die grünen Schatten
Rund um die schönen Stellen blühn,
Wo sie gelegen hatten.

Bewundernd rühmten sie am Wein,
Die seltenen Verdienste,
Und sahn die grosse Wahrheit ein,
Er sey der Herr der Künste.
Lyäus! ja, du hattest recht,
Sprach Phäbus, man wird größer,
Wenn man sich erst mit Wein bezecht.
Da giebt sich Alles besser.

Der Wein ist der Erfindung hold,
Und kann den Witz erheben.

Sey mir gegrüßt, du fließend Gold!
Du giebst mir neues Leben.
Ich trink', und rühr' mein Saitenspiel. —
— Wie, welche neue Töne? —
Ich glaube gar, daß mein Gefühl,
Und alles sich verschöne.

So sang Apoll. Es ist bekannt,
Daß er vom Wein bekehret
Den ganzen Reitz der Tonkunst fand,
Und Künstler selbst gelehret.
Das leichte Liedchen, das er sprach,
Half ihm der Tejer *) schmücken.
Noch singt es Gleim, und Leßing nach,
Und Deutschland fühlt Entzücken.

---

*) Der griechische Liederdichter Anakreon aus Tejos.

Die Nachtigall und der Wolf.

Eine Nachtigall seufzte auf einer Leimruthe, worauf sie gefangen saß.

Es geschieht dir eben nicht unrecht, sagte hierauf zu ihr ein vorbey gehender Wolf, und spottete: — Warum flogst du dahin? — Warum warst du so unvorsichtig.

Er gieng, — lächelte, — spottete, — und fiel selbst in eine Grube, die ihm der Jäger bereitet hatte.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz, in dem so genannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Der Patriot in Baiern.

Zweytes Stück.

München den 7 Julii 1769.

Von einem merkwürdigen Zufalle.

Dieser Brief ist uns diese Tage zu Handen gekommen, und wir finden ihn für so wichtig, daß wir ihn ganz, wie er war, in unsre Blätter einrücken. Sonderheitliche Zufälle verdienen immer eine sonderheitliche Aufmerksamkeit. Der Verfasser des Briefes urtheilet von dieser Begebenheit ganz gut, wir wollten aber lieber noch den Grund und die Ursache davon einem Posphorus zuschreiben als auf andere Gründe fallen. Vieleicht theilen uns auch

andere Patrioten ihre Gedanken hierüber mit, denen wir ganz gerne einen Platz in unsern Stücken einräumen werden.

Hochzuverehrender Herr Patriot!

Ihre physikalischen Untersuchungen, die sie zuweilen in ihre schmackhaften Wochenstücke einrücken, sind Ursache, daß ich Ihnen eine Begebenheit schreiben muß, welche gewiß, wie mich dünkt, wegen der Seltenheit ihre Aufmerksamkeit verdienet. Es geschah selbe erst vor zween Tagen in einem Waldschloße nicht weit von meinem Stifte. Herr von D. * * * ein Landedelmann wollte zu H. * * * auf seinem Landgute eben spät Abends schlafen gehen: von ungefähr hörte er in einem verschlossenen Zimmer ein Gewinsel, er eröffnete sogleich dasselbe, und fand daselbst seine Schloßkatze, die ihm aber bey Eröffnung der Thüre entlief. Aus Neugierde nun, was etwa diese Katze zu einem solchen Gewinsel möchte angetrieben haben, untersuchte er das Zimmer, und sah in Mitte desselben auf dem Boden, wie ihm vorkam, ein kleines hellglänzendes Käferchen: dieses trug er zu den Schlaf-

zimmer seiner Frau Gemahlinn, und forderte Licht zu genauerer Untersuchung dieses seltsamen Thierchens. Die Haushälterinn kam mit dem Lichte, und wollte ebenfalls aus angebohrnem Vorwitze ihres Geschlechtes dieses artige Johanneskäferchen mit ansehen. Allein es kam ihr dieser Vorwitz theuer zu stehen; denn auf einmal zerplatzte das Thierchen mit einem lauten Knalle, und ihre Hand fieng zu brennen an. Sie suchte zwar anfänglich diesen Brand mit ihrem Schurztuche zu dämpfen, aber auch selbes fassete Feuer. Nach anderen noch vergebens angewendeten Mitteln lief sie eilends zu dem sich daselbst in der Hofmark befindenden Bader, der ihr diesen Brand mit harter Mühe durch das Lilienöl allein erwehren konnte. Sie liegt jetzt wirklich noch gefährlich zu Bette, und wurde vorgestern mit allen HH. Sacramenten versehen. Dieß ist die ganze Geschichte, dessen Umstände ich Ihnen mit allem Fleiße weitläuftiger berichten wollte, um in dieser Sache ihr Urtheil desto beßer fällen zu können. Jetzt fragt sich nun, was mag wohl das vor ein Thierchen gewesen seyn, welches in diesem Schloße so hell leuchten, und so empfindlich brennen konnte.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen hierüber auch meine Gedanken eröffnen darf. Ich muthmasse, dieses vermeyntliche Thierchen sey ein Stückchen Phosphorus gewesen, von welchem ich Ihnen nicht erst sagen darf, daß er beyde Eigenschaften im vollkommenen Grade besitze. Es versichert uns zwar Herr von O. * * *, daß mit seinem Wissen niemal ein Phosphorus in sein Schloß gekommen sey, und daß erst Tags vorher das Zimmer reinlich ausgekehrt worden; doch, was glauben Sie? hätte sich die Sache nicht also ereignen können? Vieleicht litt die Schloßkatze, dessen Gewinsel anfänglich der Landedelmann in dem Zimmer hörte, an einem Steine, welchen sie eben damals im Begriffe war zu lassen, da Herr von O. * * * die Zimmerthier aufschloß. Dieser Stein nun muß mir indessen die Stelle eines Phosphorus vertreten: Sie wissen es, daß selber aus dem schärfesten Harne gemacht wird; wie scharf aber der Harn einer Katze sey, ist bekannt, sowohl aus dem beißenden Geruche desselben, als auch aus den Flecken, die er zurücke läßt, wenn er auf Kleider kömmt. Ein solches Stückchen Phosphorus also mag sich in der Blase dieser Katze nach und nach aus den Bestandtheilchen ihres Harns zusammen gesetzet

setzet haben, und wird von dieser wehklagenden Katze nebst anderm Harne in Mitte des Zimmers mit Schmerzen gelassen worden seyn. Der Vortheil, auch alle übrigen Umstände ungezwungen erklären zu können, bestärken mich noch mehr in dieser meiner Muthmassung. Das Stückchen, weil es etwa die Gestalt eines Käferchen hatte, wurde von dem Herrn von D. * * * als ein wahres Thierchen in der Eile angesehen. Warum es aber nicht gleich gebrennet, war Ursache, weil es vieleicht noch von dem übrigen mitgelassenen Harne naß, und befeuchtet war: nachmals wurde es immer mehr durch das Anrühren der Hände getrocknet, und vieleicht auch von der vorwitzigen Haushälterinn in der Hand in etwas zerrieben, und deßwegen fieng es auch an sie so sehr zu brennen, und zu knallen.

So beynahe könnte sich diese seltsame Begebenheit ereignet haben. Doch ich bin in dieser meiner Muthmassung weder stolz, noch hartnäckig, daß ich nicht eine noch mehr gegründete Untersuchung hierüber von Ihnen in ihren Wochenstücken zu lesen verlangte: bis dahin aber gebe ich Ihnen die Versiche-

lung immerhin mit aller Hochachtung, die man ihren Verdiensten für das Vaterland schuldig ist, zu seyn

Ob. — 29 May, 1769.

P. J. E. M. B. und d. z. P.

Der Fuchs im Pilgrimkleide, und die Henne.

Reineke Fuchs war einmal seines Raubens müde. Nun will ich Buße thun, sagte er, und zog ein Pilgrimkleid an.

Er gieng von Höhle zu Höhle, und sammelte Almosen.

Alle Thiere hatten Erbarmniß mit ihm. Sie beherbergten ihn freundlich, und hielten ihn gastfrey, und gaben ihm noch vieles auf den Weg mit. Die einzige Henne ließ ihn nicht in ihr Haus ein.

Liebes Mütterlein! sagte Reineke, ich raube nicht mehr. Ich achte alles Zeitliche nicht. Sogar meine eigne Höhle habe ich verlassen. Winden und Stürmen ausgesetzt gehe ich von Höhle zu Höhle, und sammle meinen täglichen Unterhalt.

Du täuschest mich nicht, antwortete die Henne. Wenn du schon in einem Pilgrimkleide aufgezogen kömmst, so weis ich doch, daß du der Fuchs Reineke bist. Nimmermehr solltest du mir in mein Haus kommen.

So reiche mir doch ein Almosen, wiedersetzte Reineke.

Auch dieß nicht, sagte die Henne. Du möchtest nach dem Körper langen, wenn ich dir die Hände reichte.

Die kluge Henne!

Von dem Eigennutze.

Umsonst schmeicheln wir uns alle Menschen, vollkommen uneigennützig zu seyn. Der Weise, der Gelehrte, der Staatsmann, der Held, der Priester, der Bürger und der Pöbel, alle sind wir in diesem Stücke gleich. Der Eigennutz hat unser Herz schon von unsrer Kindheit an zu besitzen angefangen, und darinn so tiefe Wurzeln geschlagen, daß wir uns unmöglich gänzlich loswickeln können.

Vielleicht wäre es eben nicht gut, wenn wir von dieser Leidenschaft vollkommen frey seyn könnten. Vielleicht zerfielen dadurch die Triebfedern aller menschlichen Handlungen, des Gewerbes, der Künste, der Wissenschaften. Lächerlich wäre es also, wenn uns die Moral ein Joch auflegen wollte, dem wir nicht gewachsen sind. Um vollkommen uneigennützig zu werden, müßten wir erst aufhören Menschen zu seyn.

Gegenwärtig werden wir diese Leidenschaft von ihrer schändlichen Seite betrachten, und die Mittel aufsuchen, uns von ihr, so viel möglich los zu machen, niemal aber ins Stoische zu verfallen. Denn keiner andern vernünftigen Seele als einem Stoiker könnte es jemal einfallen, alle Tugenden auf den höchsten Grad der Vollkommenheit in der Ausübung bringen zu wollen.

Die erste Probe, einen Eigennützigen können zu lernen, ist die geringe Sorge, welche er für das Wohl seiner Nebenmenschen trägt. Er hat alles das erlangt, wornach seine Selbstliebe so lange gestrebet hat, und nun ist er der gleichgiltigste Mensch von der Welt. Im Taumel der Wollüste, und entzückt von seinen Baarschaften, vergißt er alles, nur sich nicht. Der Geitz, dieser Gegenstand so vieler Satiren ist die erste Frucht des Eigennutzes. Selbst bey den kleinen Gaben, die ein Wucherer zum Besten seines Nächsten verwendet, hat er eigennützige Absichten, entweder sich Leute dadurch zu verbinden, daß sie ihm einen weit wichtigeren Dienst leisten sollen, als die Hilfe gewesen ist, die er ihnen erzeigt hat, oder

aber den Ruhm eines Vaters der Armen zu erschleichen, oder wohl gar den gerechten und über seine Laster erzürnten Himmel durch einige Pfennige zu besänftigen.

Hier im Weinhause finden sich Originale, die mir meinen Satz vollkommen beweisen, daß die geringe Sorge für den Nebenmenschen der erste Grad ist, einen Eigennützigen zu kennen. Man liest die Zeitung. — Wenn wir auf alle Gesichtszüge der Gäste wohl acht haben, so bemerken wir, daß sie auf die Bewegungen der Rußen und Türken weit aufmerksamer und begieriger sind, als auf das Unglück, das diese und jene Stadt betroffen. Eben jetzt steht eine Person auf, die mit niedergeschlagenem betrübtem Angesichte sein einiges Gläschen austrinkt, sich den übrigen Gästen empfiehlt, und forteilet. Einer von den Anwesenden hat die Ehre diese Person etwas mehr als bloß dem Namen nach zu kennen. Er wendet sich zu seinem Nachbar. Kennen sie diesen Herrn nicht, sagt er. Es ist der ***. Gewiß seine schlechten Umstände sind zu bedauern. Er hat in der That wichtige Verdienste, die eines bessern

Glü-

Glückes werth sind. — Was sagten sie eben, Herr Bruder? fängt ein andrer an, diesen Mann kennen sie ihn so gut? — Ja, und er lebet in einer recht schweren Dürftigkeit. Seine ganze Jugend hat er den Wissenschaften, den Sprachen, und den Reisen gewiedmet, und dabey grossen Aufwand von seinen eignen Mitteln gemacht, die ihm jetzt in seinen männlichen Jahren abgehen. Es ist wahr, er hat so was Eigensinniges, und läßt sich selten belehren. Die Schriften, die er herausgiebt, sind freylich nicht die besten. Aber Mangel und Kummer, und die Noth, die ihn zum Schreiben zwingt, haben die meiste Schuld davon. — Ja, Herr Bruder, sie haben recht, der Mann verdient ein Glück. — O sie könnten ihm vieleicht dazu helfen, bey jenem Minister, da haben sie grosse Hand — ihr Diener, ich bin der mindeste. Ich will gewiß daran denken. — Hier eilt unser Gast, der Anfangs so begierig fragte, kaltsinnig zu einem andern Tische fort, und fängt zu spielen an. Er thut auch recht. Denn er ist nicht der Dürftige, es ists ja nur sein Nebenmensch.

Jener Verschwender im bordirten Kleide, jener Jüngling scheint mir doch am wenigsten eigen-

nützig

nützig zu seyn. Die starke Zahl seiner Freunde, wie er sie nennt, die er täglich um sich her versammelt, bewirthet er mit einem unbegreiflichen Aufwande. Gestern hat er wieder ein Gut versetzt, und wo ich anders recht calculire, so soll er binnen einem halben Jahre mit seinem Vermögen fertig seyn. — — Wie freut es mich nicht, einen Menschen gefunden zu haben, der so uneigennützig ist? Aber nein. Seine Tischfreunde mästet er nur darum, daß sie ihn unterhalten, seinen Verstand bewundern, und ihn immer mit neuen Possen aufmuntern sollen. Er ist also als ein Verschwender gleichwohl noch, und zwar auf die niederträchtigste Art, eigennützig, und er verschwendet nur da nicht, wo er auf eine anständige Weise seine Großmuth zeigen, und den Dürftigen zu Hilfe kommen könnte.

Gleich tritt der Wirth ins Zimmer, ein Mann, der durch sein Gewerbe, und durch die Kunst die Weine zu verfälschen, ein ansehnliches Vermögen erworben hat. Kurz zuvor sind ein paar Leute abgereiset, denen er die Gnade gethan hat, sie und ihre Bagagen, ob er gleich weis, daß sie die ehrlichsten

Leute

Leute sind, zween Tage mit Gewalt aufzuhalten, weil ihr Wechsel wider alles Vermuthen etwas zu spät eingelaufen war. Nun ist die Rede von diesen Personen, und mein Wirth bedauert, daß er nicht im Stande sey, allen rechtschaffenen Leuten Dienste und Gutthaten zu erzeigen. Es sind wackere Leute, sagt er, allein ihre Umstände sind nicht die besten. Ich habe ihnen nicht nur sehr leichte Rechnung gemacht, sondern sogar zu ihrem Proceße Geld gelehnet. Ich muß es bekennen, sie haben mich redlich wiewohl langsam bezahlet, und weil ich ihren Mangel weis, so habe ich für die gelehnten Gelder nicht einmal Interesse gefordert. Man muß ja seinem Nächsten als ein Christ helfen. — Und so will dieser eigennützige schändliche Mann noch dazu tugendhaft und großmüthig scheinen.

Die alten Zeiten sind weg. Kein Regulus, kein Mutius Scävola, o nein: dergleichen Männer sind nicht für die heutige Welt. Und auch diese Männer waren sie wohl gänzlich uneigennützig? Die Ehre war ihnen das, was dem Geitzhalse das Geld, und dem Wollüstlinge das Schmau-

sen

sen ist. Sie waren eben so sehr für sich eingenommen, nur waren sie es in einem edlern Grade. Ich habe es aber schon oben erinnert, daß man die menschliche Natur ausziehen müßte, um gänzlich uneigennützig zu werden. Genug, daß Regulus, und alle grossen Helden Roms in jenem Punkte uneigennützig gewesen, wo es schändlich ist diese Leidenschaft herrschen zu lassen.

Ohne Leidenschaften ist kein Mensch, und es ist gewiß, daß die Leidenschaften die Hauptquelle unsers Thuns und Lassens sind. Es würde nicht gut seyn, wenn alle Menschen überhaupt aufhörten in einem gewißen Grade gewinnsüchtig, ehrgeitzig, zärtlich, u. s. f. zu seyn, eben so wenig als es gut seyn würde, wenn uns der Hunger nicht mehr zum Essen zwänge, und der Magen folglich sich einziehen, und wir sterben müßten.

Der Trieb seinen Nebenmenschen zu belehren würde wohl das Gewicht nicht haben einen Gelehrten zum Schreiben zu bewegen, als es der Trieb hat, groß und berühmt zu werden. Manche Menschen

zwingt

zwingt die Habsucht, manche die Liebe zur Gemächlichkeit, manche aber der Trieb der Ehre zur wirksamen Thätlichkeit, zum Fleiße, zum Dienste des Vaterlandes. Wo wären alle Künste ohne den Eigennutz, ohne die Leidenschaften? Selbst diejenigen, die eine großmüthige That bloß wegen dem gemeinen Besten unternehmen, diese selbst siud nicht frey von dem Eigennutze. Sie suchen sich selbst in ihren Handlungen, wenn sie es auch noch so sehr verbergen wollen. Die Unsterblichkeit ihres Namens, und die Nachwelt, deren Beyfall ihnen gewiß bleibt, diese, diese haben Antheil an ihren Werken.

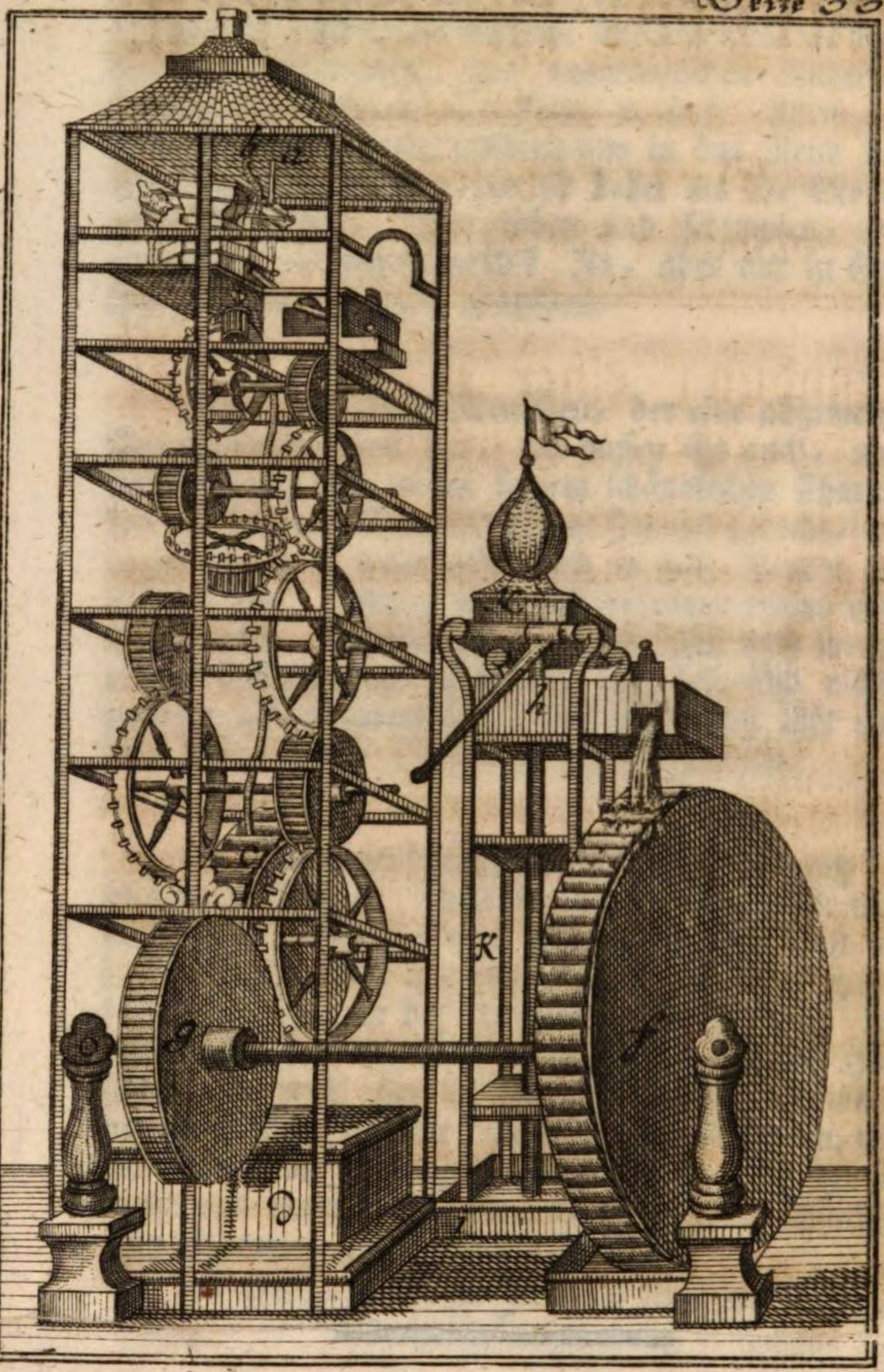
Es giebt noch ein Merkmal, woran man einen schändlichen Eigennützigen erkennen kann. Dieses ist das Glück. Glück und Unglück, sagt ein Alter, sind die wahren Probiersteine des menschlichen Herzens. Alle unsre auch noch so künstliche Verstellung hört auf, so bald wir glücklich sind. Und alle Verstellung unsrer falschen Freunde hört auf, so bald wir unglücklich sind. Ein pöbelhaft denkender Mensch schwingt sich empor, und nun kennt er die nicht mehr, vor denen er sich sonst gebückt hatte. Er stürzt aber wieder von seiner Höhe herab, und nun kennen ihn die nicht mehr, die ihm vorher geschmeichelt haben.

So selten eine wahre Freundschaft zu finden ist, eben so selten ist auch die Unparteylichkeit anzutref-

sen, eine Tugend, die sich Jedermann zu besitzen schmeichelt. Wie viele wichtige Anecdoten könnte man hier nicht anbringen, von unparteyischen Richtern, Advocaten, Autoren, Critikern, u. s. f. Allein alle diese wichtigen Artikel gehören nun in das Reich der Satire, und Rabener hat sie besser als alle Moralisten behandelt. Wir loben und schimpfen, und urtheilen, — unparteyisch? Ja, aber nur in Sachen, die in Amerika vorgehen.

Man haßt einen Menschen, der eine allgemeine Verachtung verdient hat, wir hassen ihn auch, und bereden uns, ihn wegen seinem schändlichen Charaktere zu hassen. Dennoch ist der Zweifel gerecht, ob dieses Bereden wahrhaft, und in dem Herzen gegründet sey. Immer wird sich darinnen etwas vom Privathasse, vielleicht wegen einer auch noch so geringen Beleidigung, befinden, und wir sind nichts weniger als unparteyisch. Der Eigennutz läßt uns sehr selten in der That unparteyisch handeln.

So ist das menschliche Herz. Der Eigennutz hat es ganz im Besitze. Vollkommen frey werden wir niemal davon. Er begleitet uns von der Ankunft an in diese Welt durch alle unsre Auftritte, in die Schule, in die Kirche, in die Amtsstube, nach Hofe, zur Handlung, zur Werkstatt, in den Krieg, in das Hospital, ja wohl gar in das Krankenbett. Niemal verläßt er uns, und wir tragen ihn überall herum, wie die Schildkröte ihr angebohrnes Haus. Nur der ist weise und tugendhaft, der den lasterhaften schändlichen Eigennutz flieht, und vermeidet.


K

Der
Patriot in Baiern.

Drittes Stück.
München den 14 Julii 1769.

Erfindung einer neuen Mühle von einem baierischen Bauer.

Wie ersprießlich die Erfindung nützlicher Maschinen dem gemeinen Wesen allezeit gewesen sey, das hat der beträchtliche Vortheil, welcher aller Orten aus demselben gezogen worden, und täglich gezogen wird, zur Genüge gezeiget. So wahr es aber ist, daß viele nützliche und sehr brauchbare Maschinen dem bloßen doch glücklichen Zufalle zuzuschreiben sind: so unläugbar ist es auch, daß deren nicht wenige erst durch langes Nachdenken, und reifes Ueberlegen zuwege gebracht worden sind. Wenn man in die älteren Geschichte unseres Vaterlands zurück gehen will: so wird man finden, daß Baiern zu allen Zeiten in der Mechanik

geübte und geschickte Köpfe hervor gebracht hat; welche treffliche Maschinen zur Beförderung der Künste und Handwerker sowohl als zu Erleichterung der Hauswirthschaft erfunden haben. Unter sehr vielen andern ist die künstliche Abtheilung der Salzquellen in dem Brunne zu Reichenhalle, und die kecke über Berge und Thäler von dort aus bis Traunstein geführte Wasserleitung eine hinlängliche Probe. Dieses von allen Kennern billig bewunderte Wasserwerk hat Matzker ein Müller zu Rosenheim durch geschickte Anwendung der Mechanik im vorigen Jahrhunderte angefangen, und glücklich zum Ende gebracht.

So lieb und werth dergleichen Erfindungen den Künstlern und der Wirthschaft beflissenen Hausvätern immer sind: so ziehen sie doch unsere Bewunderung nicht so viel an sich: so bald wir in Erfahrung bringen, daß sie von Männern, welche von Jugend auf mit Maschinen als mit Uhren, Mühlwerken und dergleichen umzugehen gewohnet waren, erdacht worden. Denn wir wissen, daß diese Leute durch eine kleine Veränderung, durch eine geschickte Versetzung, oder durch eine taugliche Anwendung der bekannten

Ma=

Maschinen eine Sache leicht auf hunderterley Art einrichten können, bis sie zuletzt den erwünschten Endzweck, so zu sagen, erreichen muß. Wenn wir aber ein mechanisches Werk, welches zugleich nützlich und künstlich ist, aus den Händen eines Mannes kommen sehen, welcher weder seiner Profeßion nach ein Künstler ist, noch die Grundsätze der Mechanik jemals erlernet hat: so sind wir die natürliche Geschicklichkeit eines solchen mechanischen Kopfes zu bewundern gezwungen.

Ich habe heut das Vergnügen meinen Lesern eine solche Maschine vor Augen zu legen, nämlich ein auf eine besondere, und, so viel mir bewußt ist, auf eine noch von keinem unternommene Art verfertigtes Mühlwerk. Dieses hat Joseph Auracher Bauer zu Kaltenbrunn in dem Gericht Tegernsee erfunden, und grösstentheils mit eigner Hand verfertiget. Das Modelle davon hat er im Jahre 1762. unserm Durchläuchtigsten Churfürsten vorzulegen die Gnade gehabt, welcher sein landfürstliches Wohlgefallen darüber zu bezeigen, und den Erfinder dafür zu belohnen gnädigst geruhet hat. Gewiß die beste, ja einzige Art

Wissenschaften und Künsten in einem Lande empor zu bringen. Jetzt steht diese Maschine unter den übrigen Modellen künstlicher Werke auf dem Instrumentensaale der Churfürstl. Akademie der Wissenschaften, wo sie von Jedermann gesehen, und betrachtet werden kann.

Der Verdienst dieser Erfindung besteht hauptsächlich in zweyen Stücken, erstens, daß man auf dieser Mühle, ohne daß sie mit Wasser oder mit Luft getrieben wird, mahlen könne: zweytens, daß man sie zwar durch Wasser in Bewegung zu setzen, und Mehl darauf zu mahlen im Stande ist: doch so, daß das Wasser nicht ein beständig laufender Bach oder Fluß, wie bey andern Mühlen, seyn müsse, sondern daß eine bestimmte Quantität Wassers das unterste Rad treibe; und wann das Wasser einmal ausgelaufen ist, es wieder von neuem zu treiben geschickt sey.

Ehe ich die Einrichtung dieser Mühle zu beschreiben anfange, muß ich meine Leser erinnern, daß die Räder und die übrigen Theile der Maschine überhäufet, oder wie die Mechaniker zu reden pflegen,

über-

übersetzet sind. Wodurch freylich die Friction stark vermehret, die Arbeit vervielfältiget, und die Kösten vergrössert werden. Allein wenn man den Erfinder, als einen in den Regeln der Mechanik unerfahrnen Mann betrachtet; und das Werk selbst als was ganz Neues ansieht; so wird man sich darüber aufzuhalten wohl nicht Ursache haben; im Gegentheile man wird gestehen müssen, daß es menschlicher Weise nicht anders hat ausfallen können. Es verliert also dadurch an seinem Werthe so viel nicht: indem man, dem bekannten Sprüchworte gemäß, den schon erfundenen Sachen leicht was zusetzen, oder auch nach Umständen von ihnen was abnehmen kann.

Zweytens muß ich anzeigen, daß man hier keine umständliche Beschreibung des Mühlwerkes und dessen Theilen zu erwarten hat. Dieses wäre überflüßig: ja als eine viel zu bekannte Sache müßte sie dem meisten Theile meiner Leser nur einen Eckel erwecken. Es wird also genug seyn, wenn ich diejenigen Theile der Maschine, welche von der Einrichtung der gemeinen Mühlen abweichen, und welche die Hauptabsichten von der Erfindung anzeigen, so erläutere,

daß man einen klaren Begriff, wie das ganze Werk eingerichtet ist, erlangen möge.

Das Modell, worauf man wirklich Mehl gemahlen hat, ist 10 baierische Schuhe hoch, und 2 Schuhe 3 Zolle breit. Es besteht, wenn man das Wasserwerk (so ich unten beschreiben werde) davon abnimmt, aus sechs Rädern, welche so ineinander passen, daß, wenn das untere Rad in Bewegung gesetzet wird, das oberste den Mühlstein, wie bey allen Mühlen, herumtreibet.

Hier kömmt es also nur darauf an, daß wir den Kunstgriff des Erfinders anzeigen, durch welchen er ohne Zuthuung des Wassers oder der Luft die Bewegung des untern Rads zuwege gebracht hat. Oben auf der Maschine in a hat er einen viereckigten Kasten gebauet. Der Boden ist von allen Seiten gegen die Mitte abhängig: und in der Mitte selbst hat er eine runde Oeffnung, an welcher ein bleyernes Rohr 6 von ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser befestiget ist. Die Mündung dieses Rohrs kann mittelst eines Schübers nach Belieben geöffnet,

oder geschlossen werden. Das Rohr selbst aber windet sich unter den Rädern, bis es fast das unterste Rad erreichet.

In den Kasten schüttet man eine gewiße Quantität metallener Kugeln, welche durch ihre runde Figur und eigne Schwere gegen das im abhängigen Boden befestigtes Rohr rollen, und durch das Rohr bis an das untere Rad c geführt werden müssen. Die Kugeln erlangen durch den Fall eine genugsame Kraft, daß sie das Rad, welches überschlächtig ist, umtreiben, mithin die Maschine in Bewegung setzen, folglich das ganze Mühlwerk gehen machen können. Die Kugeln fallen aus den Fächern des umwalzenden Rads in eine zu dem Ende am Fuße der Maschine angelegte Behältniß, aus welcher sie von neuem gehoben, und in den obern Kasten geschüttet werden können. Auf diese Weise ist man die Mühle in beständiger Bewegung zu halten im Stande: da man nämlich die Kügelchen, ehe sie aus den obern Kästen gänzlich gelaufen sind, aus der untern Behältniß wieder herauf holet.

Aueracher hat aus der Erfahrung gefunden, daß zu seinem Modelle kleine bleyerne Kügelchen (mittel Flintenschrot) stark genug sind. Acht bis zehn Pfund solchen Schrots halten das Werk bey zwoen Stunden in Bewegung. Zu einer vollkommenen nach dieser Erfindung gebauten Mühle müßten die Kugeln freylich stärker, und in Verhältniß des ganzen Werks in einer größern Menge gebraucht werden, wie ein jeder einsehen muß. Doch können grosse Kugeln niemal bey dieser Art Mühlen mit Vortheile gebraucht werden: einmal, weil grosse Kugeln nothwendiger Weise einander in dem Rohre aufhalten, und folglich das Werk stocken müßte. Zweytens, weil sie auf das untere Rad mit viel zu grosser Heftigkeit schlagen, und solches bald beschädigen, und zu Grunde richten würden.

Aus fast eben diesen Ursachen, wäre es nicht zu rathen, das Rohr von dem Kasten senkrecht auf das Rad fallen zu lassen. Ein solcher Fall der Kugeln wäre viel zu heftig, und zu verwirret. Das Rohr soll also eine schiefe, oder, wie bey unsrem Modelle, eine gekrümmte Lage bekommen. In dieser wird der

Fall der Kugeln zum Theile gebrochen, ehe sie das Rad erreichen; und in der schiefen Stellung können sie, ohne von einander verhindert zu werden, viel leichter fort rollen.

Auf diese Weise hat man eine Maschine, welche ohne vom Wasser, Luft, oder menschlicher Hand getrieben zu werden, Mehl mahlt, Malz bricht, Körner schrotet, und alles zu leisten im Stande ist, was man immer von einer Wasser- Wind- oder Handmühle fordern kann.

Allein das menschliche Gemüth ist niemal mit dem, was es wirklich besitzet, zu finden; es trachtet allzeit weiter. So ergieng es unsrem Aueracher, er war mit seiner Erfindung noch nicht vergnügt; er wollte seine Kunst noch weiter treiben; und zeigen, daß man diese Mühle durch eine gegebene Quantität Wassers bewegen, und Mehl damit machen könne, ohne daß das dazu gebrauchte Wasser lebendig seyn müßte.

Zu dem Ende hat er ein überschlächtiges Wasserrad f von $3\frac{1}{2}$ Schuhe im Durchschnitte verfer-

tiget, und es mittelst eines andern Rades g, welches an dessen Wallbaume befestiget ist, an das untere Rad der Mühle, passen lassen. Wenn nun das Wasserrad in Bewegung gesetzet wird: so muß es nothwendiger Weise das an ihm passende untere Rad der Mühle zugleich umtreiben, und folglich das ganze Werk in Gang setzen.

Ueber dem Wasserrad ist eine ziemlich geräumige Behältniß h aufgerichtet, und unter demselben steht eine zweyte i. Die obere wird mit Wasser angefüllet. Dieses Wasser fällt durch eine Oeffnung, welche mittelst einer Schleuße nach Belieben eröffnet und verschlossen werden kann, auf das Rad, und treibet solches herum. Das von dem Rade ausgegossene Wasser sammelt sich in der untern Behältniß; welche daher so groß seyn muß, daß das hinein fallende Wasser die äußeren Theile des Rads nicht berühre. Widrigenfalls wurde das Rad durch das umstehende Wasser in seiner Bewegung gehemmet, und die Mühle still zu stehen bemüßiget. An der untern Wasserbehältniß ist ein Schöpfwerk k so angelegt, daß dadurch das Wasser, von welchem das

Rad

Rad schon bewegt worden, in die obere Behältniß getrieben werden kann. Auf solche Weise um die Mühle ohne Unterlaß fort mahlen zu machen, darf man nur das schon gebrauchte Wasser wieder in die Höhe treiben, ehe es in der obern Behältniß gänzlich abgelaufen ist.

Diese Anwendung des Wasserrades ist (ich muß es gestehen) eher für eine sinnreiche Erfindung, als für einen nützlichen Zusatz bey dieser Maschine anzusehen. Denn sie ist verschiedenen Schwierigkeiten unterworfen. Einmal müßte die obere sowohl als die untere Wasserbehältniß sehr groß und geräumig angelegt werden, damit sie eine beträchtliche Menge Wassers fassen könnte: sonst würde man zu schnell aufeinander das Wasser aus der untern in die obere Behältniß zu pumpen, und folglich die Arbeit zu vervielfältigen bemüßiget.

Zweytens, diese so weitläuftige Behältnisse kämen hoch zu stehen. Denn sie müßten entweders aus Bley, Kupfer oder einem andern Metalle gemacht werden. Hölzerne, wenn sie auch auf das

fleißigste

fleißigste gekittet würden, hielten nicht lang aus: sie bekämen bald Ritze, und ließen das Wasser durch, wenn die Mühle nicht beständig im Gange gehalten wurde: welches aber die Absicht derselben nicht ist; indem sie nur in gewissen Fällen sollte gebraucht werden. Drittens, eben diese so geräumige Behältnisse nehmen einen viel zu grossen Raum ein, und erforderten zu viel Mühe und Arbeit sie von einem Orte in das andere zu übersetzen. Viertens, würde das Wasser, es möchte nun in einer grossen oder geringen Quantität zugegen seyn, theils durch die natürliche Ausdünstung, theils durch die beständige und starke Bewegung in Auspumpen in kurzer Zeit verloren gehen: ohne was von dem Ausspritzen zu gedenken, welches doch unmöglich völlig zu verhüten wäre.

Allein, da das Wasserrad, wie man oben gemeldet hat, nur ein Zusatz, und kein wesentlicher Theil der Maschine ist: so bleibt die Erfindung des Auerachers allerdings in seinem Werthe. Denn diese Mühle kann in vielen Umständen, da sie durch Kugeln getrieben wird, in der That treffliche Dienste leisten.

In

In Festungen, besonders bey wirklichen Belagerungen, ist man oft gezwungen aus Abgang des Wassers Zuflucht zu den Handmühlen zu nehmen. Wie langsam aber dieses Mahlwerk von statten geht, und was für eine Menge Hände, welche zu andern Arbeiten nützlicher zu gebrauchen wären, dazu erfordert wird, das ist zu bekannt, daß man nicht alle Gelegenheit mit Freuden ergreifen sollte, sich durch andere Erfindungen davon zu entledigen.

In Oertern, wo man aus Abgange der schnellen Flüße, oder eines zur Treibung des Wasserrades erforderlichen Falls der Bäche das Getreid auf Windmühlen zu mahlen gezwungen ist, können Mühlen von dieser Art mit gutem Vortheile angelegt werden. Denn in diesen Gegenden fällt öfters eine so lang anhaltende Windstille ein, daß die Windmühlen viele Tage nacheinander Mehl zu machen außer Stande gesetzet werden: wodurch in volkreichen Städten ein nicht geringer Mehlmangel zu entstehen pflegt.

Wie oft ereignet es sich nicht, daß unsre Wassermühlen in strengen Wintern gefrieren, und im

Sommer bey einer lang anhaltenden Trockne an Wasser Mangel leiden? Zu andern Zeiten aber durch grosse Ueberschwemmungen und Eisstöß zu mahlen unbrauchbar werden? Unsre Mühle ist keinem von diesen Zufällen unterworfen. Sie ist an allen Orten, bey jedem Wetter, und zu allen Zeiten ihre Dienste zu leisten fertig und bereit. Die Maschine selbst zu verfertigen, wäre so kostbar nicht: eine ordinare Wasser- oder Windmühle kömmt gewiß eben so hoch zu stehen, und die Unterhaltung davon wäre um ein merkliches geringer als bey andern Mühlwerken.

Es hat also Aueracher seine Mühe und Zeit bey Erfindung und Ausarbeitung dieses besondern Mühlwerks gar nicht vergebens angewendet.

Der

Der
Wolf im Processe.

Wolf Hylax jener berüchtigte Lämmerdieb wurde doch endlich einmal vor Gerichte gezogen. — Tausend Klagen kamen wider ihn vor. Und was sagest du hierzu, fragte ihn Richter Löw.

Es sind Lügen, antwortete Hylax.

Löw.

So hast du also die Tage deines Lebens niemal ein Lamm geraubet.

Hylax.

Ich — ein Lamm? — — der ich der beste Freund der Lämmer bin? —

Löw.

So bist du also gänzlich unschuldig.

Hylax.

Ich weis nicht einmal, was Rauben heißt.

Löw.

Die unbilligen Kläger!

Hylax.

Ja, die unbilligen Kläger.

Löw.

Löw.

Zween Hunde haben dich aber gesehen, da du eben ein Lamm zerrissest.

Hylax.

Zween Hunde! — die unverschämten! — die Lügner! —

Löw.

Sie haben es aber gesehen! —

Hylax.

Ich werde es doch besser wissen, was ich gethan, als was sie gesehen haben.

Löw.

Sie würden es doch nicht sagen.

Hylax.

Sie! — meine Feinde! — Was werden sie mir Gutes nachsagen?

Löw.

So weißt du dich also gar nicht in diesem Stücke schuldig? —

Hylax.

Bey meiner Ehre nicht! Gerechter Richter laß mir Gerechtigkeit wiederfahren. Er läugnete, betheuerte, schwur — und — — wurde entlassen.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Der
Patriot in Baiern.

Viertes Stück.
München den 21 Julii 1769.

Der Charakter eines wahren Patrioten.

In der Welt können wir uns nichts ehrwürdigers vorstellen, als den Mann, der unter dem großen verderbten Haufen der Sterblichen fromm ohne Heucheley, tugendhaft ohne Absichten, gesetzt ohne Stolz, leutselig ohne Niederträchtigkeit, gutthätig ohne Verschwendung, kurz, ein Freund des menschlichen Geschlechtes, ein Freund seines Vaterlandes, und ein Patriot ist.

Seitdem der Name Patriot in der Welt schon schier gar zu gemein wird, finden wir wirklich weniger wahre Patrioten, als in den Zeiten, wo man die

Tugend mehr in der That, als nach dem Namen kannte. Unterdessen giebt es doch noch jetzt unter allen Völkern, und sogar unter den sogenannten Barbaren einige wenige auserlesne Menschen, die den Namen Patriot mit allem Rechte verdienen.

Das Wort Vaterland macht auf jeden Menschen einen ganz besondern Eindruck, und erweckt in uns eine gewiße Neigung, nach der wir aus einer wirklichen, aber billigen Eigenliebe einen gewissen Strich Landes, eine gewisse Stadt so vorzüglich schätzen, daß uns nur selten die prächtigsten Gegenden und Palläste davon abziehen, und unsre Gesinnungen ändern können. Im eigentlichsten Verstande heißt also ein Patriot, ein Mensch, der den Ort, wo er gebohren worden, vorzüglich liebet, und zum Besten seiner Mitbürger alles zu unternehmen verlanget. Ein Europäer in Lima wird, wenn er noch so reich ist, heimlich oft an sein Vaterland denken, und er würde gerne seine Glücksgüter gegen eine kleine geräumige Wohnung und einen mäßigen Unterhalt in Europa austauschen.

Wir mögen es überlegen, wie wir wollen, so schmeckt uns nur in unserm Vaterlande das Brod am besten. Unsere Landsleute halten wir gerne für die klügsten, unsre Landschaften für die herrlichsten, unsre Früchte für die schmackhaftesten, und unsre Einrichtungen für die vernünftigsten. Es wäre wohl der Untersuchung werth, ob nicht ein Grönländer besondere Vorzüge in seinen stürmischen Eisgründen zu entdecken glaube?

Die Alten, wie der Verfasser des Nationalstolzes sagt, haben die Liebe für das Vaterland aufs höchste getrieben. Sie war die heiligste Religions-Pflicht, und das Wort Patria war fähig ganze weichende Heere in Tod und Schwerter zu treiben, und die Gemüther so zu erhitzen, daß sie sich selbst, und alle Empfindung verläugneten, und unglaubliche Thaten wie Scävola, und die Carthaginenser bey dem Untergange ihrer Stadt verrichteten.

In neuern Zeiten haben die Schweitzer diese Tugend vor andern Völkern geäußert, und noch jetzt streiten die Corsikaner fürs Vaterland und die Freyheit. Und in der That ist auch ein Staat mächtig und groß,

und glücklich, der viele patriotische Unterthanen zählet.

Der Patriotismus wird indessen doch schwerlich mehr so hoch steigen, als er bey den Griechen und Römern, ja sogar bey den alten Deutschen gewesen. Wir wollen den Character eines wahren Patrioten, das ist eines Mannes, der für die menschliche Gesellschaft, beym Eintritte in die Welt gleichsam als eine Stütze bestimmt ist, von diesen glücklichen Völkern lernen.

Die Erziehung, die Gesetze, die ganze Einrichtung des Staates bey den Spartanern und in Athen zielten auf nichts so fast ab, als allen Gemüthern eine zärtliche und unüberwindliche Liebe zum Vaterlande einzuprägen. Der Sohn hörte die Thaten seines Vaters, er sah die Narben seiner Wunden, und vernahm aus seinem eignen Munde, wie viel Kriegen er beygewohnet, wie viel Gefahren, und mißlichen Unternehmungen er sich für das Vaterland ausgesetzet hatte. Der Vater nahm dann den Jüngling mit zitternden Händen, führte ihn in den Tempel, beschwur ihn bey den Göttern, das Vaterland nie zu verlassen, Tod

und

und Ketten für das Vaterland zu ertragen, und selbes mehr, als ihn selbst, und alle seine Verwandten, Gemahlinn, Kinder und Güter zu lieben. Der wilige Sohn hörte die Lehren des Vaters mit brennendem Eifer, und er weinte Freudenthränen auf sein eisgraues Haupt hin; er nahm die Waffen, als Jüngling zum erstenmal, und verband sich der Republik mit derjenigen Treue, die er ihr gemäß einer eigenen Eidesformel zuschwören, und künftig unverbrüchlich halten mußte.

Bey den Deutschen war es ein besonderes Freudenfest, wenn eine Familie zum erstenmale dem Staate einen Jüngling darstellte, der mit allgemeiner Erlaubniß die Waffen tragen dorfte. Der Fürst des Ortes, oder der Aelteste aus der Familie gürtete ihm selbst das Schwert an, und man beglückwünschte ihn von allen Seiten, als einen Menschen, der, da er bisher nur ein Glied seines Hauses gewesen, nunmehr ein Glied des ganzen Staates geworden.

Bey einer solchen Erziehung konnte es wohl anders seyn, als daß ein Jüngling schon von der Kind-

heit jene guten Gesinnungen gegen das Vaterland gewinnen mußte, die er mit dem spätesten Alter noch nicht ablegte?

Nach den Gesetzen der Griechen und Römer war es ein unauslöschlicher Schandflecken einmal dem Staate seine Dienste versagt zu haben, einmal vor dem Feinde mit weggeworfnem Schilde geflohen zu seyn. Eine Verrätherey, oder gar eine Bestürmung seines eignen Vaterlandes zog den gewissesten Tod, und die Schande der ganzen Nachkommenschaft eines solchen Unmenschens nach sich. In der ganzen Geschichte der griechischen Helden scheint mir in diesem Stücke kein Umstand merkwürdiger, als jener, der sich mit dem Pausanias ereignet. Pausanias der Verräther Lacedemons floh vor dem Grimme der Ephoren in den Tempel der Minerva. Die Ephoren, die ihn von da nicht herausnehmen dorften, vermauerten alsogleich den Eingang zum Tempel, und seine Mutter eine bejahrte Wittwe trug den ersten Stein auf schwachen Schultern hin, ihren ungerechten Sohn, dessen Untreue gegen das Vaterland sie verfluchte, selbst versperren zu helfen. Welches Uebergewicht hatte hier

nicht die Liebe zum Vaterlande vor der zarten mütterlichen Liebe sogar in einem schwachen Weibe?

Aber nicht nur mit der Faust zeigten die Alten ihre patriotischen Gesinnungen. Atticus war der größte Menschenfreund. Cato und Cicero fassen an dem Steuerruder des Staates, und mit welchem Eifer, mit was großer Weisheit und Gefahr vertheidigten und erhielten sie öfters ihr wankendes Rom? Wer die catilinarische Verschwörung, die despotische Macht des Cäsars aus der Geschichte kennt, wird wohl ewig die Klugheit des Cicero, und die standhafte Tugend des Cato bewundern. In allen Schriften der Alten, und fast auf allen Blättern des tullianischen Werkes von den Pflichten sieht man, wie oft, und wie nachdrücklich sie die Liebe zum Vaterlande angepriesen, und ihren Mitbürgern eingepräget.

Und wer wundert sich nun noch über die Helden, über die gerechten und großen Patrioten jener Zeiten? Wir werden an Muth und Eifer für das gemeine Beste mit allen unsern großen Männern schwerlich die Alten erreichen. Einige wenige finden sich unter uns nur

noch hier und da, die wie Regulus ein Schlachtopfer für das Wohl des Staats zu werden verlangten. Kurz: nur wenige wahrhafte Patrioten können wir in allen heutigen Reichen zählen. Aber laßt uns unter einander selbst zur Nachahmung dieser Patrioten aufmuntern, laßt uns diese wenigen großen Geister verehren!

Edle Menschen! tugendhafte, gesellige Menschenfreunde, euch ihr wahren Liebhaber euers Vaterlandes, euch soll die Welt und Nachwelt mit aller Ehrfurcht begegnen, euch soll sie auf Thronen erheben, und im Kriege und im Frieden euch gehorchen. Ihr seyd es, die die Gerechtigkeit lieben, das glänzende Laster verachten, das Geschrey der Niedrigen hören, und den allgemeinen Nutzen allen Privatabsichten vorziehen. Ihr seyd diejenigen, die dem Wohl des Staates, dem Vaterlande, Güter, Ansehn, Leben und Blut freudig opfern. Ja ihr seyd wahrhafte Curier, Camille, und Scipionen!

Der feuerige Dichter.

Jetzt kömmt mir die Begeisterung,
Jetzt will ich göttlich singen.
Beym Zevs! ich will mit einem Sprung
Mich auf den Pindus schwingen.
Seht, seht, das dichterische Feur
In jedem Vers sich zeigen.
Hinweg, Apoll, mit deiner Leyr!
Ich will noch höher steigen.
So sprach der Dichter Myrian,
Und fieng schon an zu schreiben.
Nun wird gewiß der theure Mann
Die Götter heerweis treiben.
Gewiß erscheint ein Ilium,
Und tausend blutge Siege. —
— O nein! — Ein Epitaphium
Auf eine todte Fliege.

C. v. F.

Ein Fragment
von der
Lebensgeschichte
des berühmten Hanns Dalaborg aus Murten in der Schweitz.

Ohngefähr kam ich neulich in einen berühmten Büchersaal, wo dieses Manuscript unter vielen andern, die weit merkwürdiger waren, von den Motten halb aufgezehret da lagen. Ich las es, und las es mit Vergnügen. Ein Mann, dachte ich bey mir, der sein Leben beschrieb, wie berühmt muß er nicht in seinen Zeiten gewesen seyn? Er ist noch ferner des Andenkens der Nachwelt würdig. Ich will dieß Stück in den Druck geben. Vieleicht dienet es vielen zum Unterrichte, oder doch vielen zu ihrem Zeitvertreibe.

Hanns Dalaborgs

Vorrede zu seiner Lebensgeschichte.

Mein Leben ist so merkwürdig, daß ich es des Druckes würdig achte. So lange ich die Ehre habe auf der Welt zu seyn, wird dieß zwar nicht geschehen (so ehrgeitzig bin ich nicht) man wird aber nach meinem Tode eine umständliche und ausführliche Beschreibung davon unter meinen Handschriften finden, und ich hoffe, ja ich weis es zum voraus gewiß, daß man sogleich damit der Preße zueilen werde. Ja, ja, richtig ist es, das Buch wird Käufer und Liebhaber genug finden. Sollte mich aber jemand fragen: **Hanns Dalaborg warum thust du dieß? warum schreibst du dein Leben selbst?** so antworte ich ihm: Guter Freund! die Menschenliebe, und die Begierde der Welt zu nutzen treibt mich dazu an. Dieß ist der Hauptgrund, der alle Gelehrte zum Schreiben bewegt, folglich bewegt er auch mich dazu. Der Eigennutz ist ferne von mir; denn ich will, und ernstlich will ich es, daß mein Leben erst nach meinem

nem Tode gedruckt werde. Sey mir günstig künftiger Leser, und wenn dir eine Zeile wohl gefällt, so denke an den verstorbenen Hanns Dalaborg von Murten, und lebe wohl.

Erstes Capitel.

Hanns Dalaborgs Geburt, und die erste Jahre seines Daseyns auf der Welt.

1. §.

Mein Vater war ein Schwed, und ich bin ein Schweitzer. Er hieß **Joseph Dalaborg**, und ich **Hanns Dalaborg**; weil ich aber zu Murten in der Schweitz gebohren bin, und in meiner Jugend immer eines fröhlichen und muntern Gemüthes war, so brachten mir meine Schulgespannen den Namen **Hanns-Lustig** auf, und dieser wird mir vermuthlich bis zum Ende meines Lebens bleiben. Meine Leser werden es schon erfahren, ob dieß wahr sey oder nicht; und ich verlange es nicht zu wissen.

2. §. Nun soll ich vieleicht eine weitläuftige Beschreibung von der Lage, der Größe und der Schön-

heit

heit meiner Vaterstadt voraus schicken, wie es bey den Lebensbeschreibungen gewöhnlich ist, ich thu es aber mit Fleiße nicht, und ich habe Ursache es nicht zu thun. Freylich liegt dem Leser sehr viel daran, daß er weis, wie mein Geburtsort ausgesehen hat, ehe ich bin gebohren worden; weil es aber Leser giebt, die sich gerne an dergleichen Nebensachen aufhalten, und die Hauptsachen überhüpfen, und ich mir in den Kopf gesetzt habe keine Zeile niederzuschreiben, die nicht einen besondern Nutzen bringen kann, so will ich auch nichts anders als die wichtigsten Umstände meines Lebens erzählen. Murten liegt in der Schweitz. Genug! wer wissen will, wie es aussieht, der kann dahin reisen, ich habe nicht Zeit mehr davon zu schreiben.

3. §. Daß ich gebohren bin worden, habe ich schon gesagt. Wie mein Vater geheißen hat; weis der Leser auch, jetzt muß ich ihm sagen, wie ich ausgesehen habe, da ich auf die Welt gekommen bin. Ich war eben einer der schönsten Knaben nicht; hingegen hatte ich desto mehr Verstand. Diesen zeigte ich schon von meiner Kindheit an, und spielte so manchen Streich;

den man kaum von einem gestandenen Manne vermuthet hätte. Wenn mich die Dienstbothen meines Vaters mit schelen Augen ansahen, fuhr ich sie nach dem Beyspiele meiner Mutter mit einer gebietherischen Miene an, und sagte ihnen mit den spaßhaftesten Ausdrücken in das Gesicht, daß sie die verächtlichsten Geschöpfe in der Welt wären. Der Bub hat Verstand, sprach mein Vater hierauf, und gab mir mit lächelndem Munde zu verstehen, daß ich nur so fortfahren sollte.

4. §. Meinem Lehrmeister machte ich es um kein Haar beßer. Kaum war er acht Tage im Hause, so sah ich über ihn aus. Böse dorfte er mir ja niemal werden, noch minder dorfte er mir mit Schlägen kommen, wenn er nicht bey der Frau Mutter in Ungnade fallen, und in etlichen Tagen das Haus räumen wollte. Die Frau Mutter sah ihn ohne das nicht gerne; weil er zu viel aß, und bey meinem Vater galt er eben nicht viel; weil er zu viel Monathgeld begehrte. Er war übrigens ein rechtschaffner Mann, seines Handwerks ein Mathematicus, und es war ihm nichts auszustellen, als daß er im Hause angesehener seyn wollte, als andere Bediente, und daß er mehr Lohn foderte als

der Koch, und der Kutscher, da er doch keine Handarbeit treiben, sondern nur immer bey mir seyn, mich unterhalten, und höchstens, wenn etwann der Bediente zu spät kam, auch frisiren mußte.

5. §. Wie es nun in der Welt geht, alles können wir ertragen, als nur die guten Tage nicht. Ohngefähr pochte mein Herr Hofmeister auf, um sein Glücke weiter zu suchen, wie er sagte. Ich dächte nicht, daß er Ursache gehabt hätte, fortzugehen. Er hatte zu essen, und zu trinken, und fast jährlich bekam er nebst 2. Gulden Monathgelde ein abgetragenes Kleid von meinem Vater. Nach der Hand habe ich gehöret, er sey Professor der Mathematik in Straßburg und zugleich königlicher Rath geworden. Er muß sich indessen besser in die Leute zu schicken gelernet haben, sonst hätte er wohl dieses Glück nicht gehabt.

6. §. Nun blieb ich zwey ganze Jahre ohne Lehrmeister, und war doch gesund dabey. Tarocken, Quadrillen, und L'hombre lernte ich indessen von mir selbst, und mein Vater ersparrte Kost, Trunk, und Lohn. Weil man aber doch in der Welt nicht fortkommt oh-

ne lesen und schreiben zu können, so sah sich mein Vater wiederum um einen Hofmeister um. Es waren viele Candidaten, die um dieses Amt buhlten. Endlich schlug ihm meine Ahnfrau einen guten, ehrlichen, und recht christlichen Mann vor, der wie sie sagte, schon 20. Jahre einen Lehrmeister für die Jugend abgab, und alle nöthige Eigenschaften dazu hatte, und auf diesen warf er sein Augenmerk.

7. §. Er ließ ihn zu sich kommen. Der Bediente suchte ihn allenthalben (zu Hause traf er ihn nie an) und fand ihn endlich in einer Bierschenke. Der gute Mensch kam, puckte sich gleich vor meinem Vater auf den Boden; meine Mutter hieß er Ihro Gnaden (sie war sonst nur gestreng) und wurde also ohne Verzug aufgenommen. Er verlangte kein Monathgeld, aß sehr wenig, des Tages bath er sich aber zwo Maaß Biere aus; ich gab ihm oft von meinem Recreationgelde die dritte, und die Köchinn, wenn er ihr einen Dienst that, die vierte dazu. Er kam mit allen Leuten im Hause gut aus, und erhielt sich bey uns bis in das siebende Jahr. Ich lernete diese Zeit hindurch einen guten Hausbuchstaben, und die fünf Species in der rechenkunst, die ich aber in den lateinischen Schulen wieder vergaß. Endlich brachte ihm mein Vater einen Schulmeisterdienst zuwege, zu welchem er gebohren war. Er heurathete zur Dankbarkeit unsre Köchinn, und lebt noch, so viel ich weis; ich aber kam indessen in die lateinischen Schulen.

(Die Fortsetzung folget.)

Der
Patriot in Baiern.

Fünftes Stück.
München den 4 August, 1769.

Erklärung des Durchganges der Venus durch die Sonnenscheibe.
Welcher den 3ten und 4ten Brachmonats dieses Jahres beobachtet worden.

Quid uetat et ſtellas, ut quaeque oriturque, caditque
Dicere - - - - - - - -
Felices animos, quibus haec cognoſcere primis,
Inque domos ſuperas ſcandere cura fuit!
— — — — —
Admouêre oculis diſtantia ſydera noſtris,
Ætheraque ingenio ſuppoſuere ſuo.
Ouid.

So ſingt ſchon der zu Auguſts Zeiten berühmte Ovid. Wie groß wäre nicht erſt ſeine Verwunderung, wenn er heut zu Tage die wich-

tigen Entdeckungen sähe, die man seit Coperniks, und Keplers Zeiten in der Astronomie gemacht hat. Diese Wissenschaft hat, wie überhaupt die ganze Mathematik, die höchsten Stufen ihrer Vollkommenheit beynahe erreicht. Die größten Männer, deren Andenken die späteste Nachwelt noch ehren wird, und die größten Monarchen und Fürsten haben sich gleichsam in die Wette bemühet, die Mathematik und besonders die Sternkunde hauptsächlich zum Besten der Seefahrer empor zu bringen, jene durch ihren Fleiß, und ihre beständigen Beobachtungen, diese durch Errichtung der herrlichsten, und mit allen nur möglichen Hilfsmitteln aufs kostbarste versehenen Akademien der Wissenschaften.

Ein unwidersprechlicher Beweis dessen (unzähliger anderer dießmal nicht zu gedenken) ist wohl auch mit allem Rechte die Erscheinung des Planeten Venus in der Sonnenscheibe. Dieses so seltsame und der Bewunderung aller Menschen würdige Phœnomenon war nur unsern letztern Zeiten vorbehalten. Sollten nicht unsere Vorältern uns auch sogar in dem Grabe darum beneiden?

Es war freylich schon den Sternkündigern der alten Zeiten bekannt, daß der Mond zuweilen sehr nahe unter der Sonne vorbey gehe, und dadurch eine Sonne- oder vielmehr Erdfinsterniß verursache. Die spätern Sternseher brachten es durch die Gewalt ihres Nachdenkens so weit, daß sie gewisse unfehlbare Regeln erfanden, dergleichen Fünsterniße genau zu berechnen, und selbige auf viele Jahre hinein sicher vorzusagen. Sie glaubten dadurch gar vieles zur Aufnahme der Astronomie beygetragen zu haben, wie es dann auch in der That nicht anders war. Sie mußten zugleich aus diesen ihren nämlichen Gründen ganz klar einsehen, daß die beyden untern Planeten, Venus so wohl als Merkur in eben dem Falle begriffen wären zuweilen durch die Sonne durchzuwandern. Aber sie liessen es bey dieser Erkänntniß beruhen; denn was würde es ihnen wohl genutzet haben, Regeln auszudenken, um die Umstände und die Zeit dergleichen Durchgängen zu bestimmen, da es jederzeit unmöglich war, die Venus, und noch weniger den Merkur in der Sonne anzusehen? Jedoch zum größten Glück der Astronomie wurden An- 1609. die **Sternröhre** erfunden, und seit dieser Erfindung muß man den Wachsthum dieser weitschichti-

gen Wissenschaft nicht mehr nach Schritten, sondern nach Sprüngen abmessen. Man entdeckte nach und nach einen neuen Himmel, und der alte, so wie er bisher mit bloßen Augen angesehen worden, zeigte sich durch die astronomische Sterngläser in einer ganz neuen Gestalt. Dazu kömmt noch dieser neue wichtige Vortheil, daß man durch Beyhilf besagter Gläser selbst in die Sonne hinein sehen konnte.

Dieses munterte Kepler den großen Mann auf, sein Glück der Venus zu prüfen. Aus oben angeführten Gründen die Sonnenfinsternisse betreffend, überzeuget, konnte er nicht mehr zweifeln, daß eben auch die Venus zuweilen in der Sonne erscheinen muß, wenn sie mit dieser in ihrer untern Conjunction zu stehen kömmt, nebenbey auch nicht weit von einem ihrer zweyen Knotten entfernet, und ihre Breite den halben Durchmesser der Sonne Semidiametrum Solis) welcher ohngefähr 16. Minuten betraget; nicht übertrefen werde.

Er wagte es also, durch eine zu Leipzig Anno 1629. in öffentlichen Druck gegebene Schrift unter

dem

dem Titel: *Admonitio ad Astronomos rerumque cœlestium studiosos de miris rarisque Anni* 1631 *phœnomenis, Veneris puta et Mercurii in Solem incursu.* Zwey Durchgänge der Venus durch die Sonne allen Astronomis anzukündigen, wovon der erste Anno 1631, der zweyte aber An. 1761. sollte können beobachtet werden. Es waren dazumalen die astronomischen Tabellen noch sehr mangelhaft und unvollkommen, und war es demnach kein Wunder, wann ihn seine Rechnung bey ersteren Durchgang von An. 1631. betrogen. Im Gegentheil war es ein Wunder, und ein Meisterstück von diesem großen Mann, da er aus eben diesen seinen Tabellen auf 132. vorhinein, nämlich auf das Jahr 1761. den Durchgang dieses Planeten durch die Sonne hat errathen, und so genau bestimmen können. Alle Astronomi von Europa müssen nun von der Geschicklichkeit und tiefen Einsicht dieses unvergleichlichen Manns Zeugniß geben.

Weit besser gelang es dazumal dem Horox einem engelländischen Astronomo, welcher aus den weit schlechteren und fehlerhafteren Tabellen des Landsperg, als die Rudolphinische des Keplers waren, ei-

nen Durchgang der Venus auf das Jahr 1639 nicht nur vorzusagen, sondern auch dieselbe in der Sonne eine halbe Stund lang wirklich anzusehen das süße Vergnügen gehabt. Dieses war also von Erschaffung der Welt an das erstemal, daß menschliche Augen die Venus in der Sonne gesehen haben.

Halley ein großer engelländischer Astronomus gieng nach so glücklichem Erfolg dieser ersten Beobachtung noch weiter, und unterstund sich 17 Durchgänge der Venus zu berechnen, welche theils in vergangenen Zeiten sich schon wirklich haben ereignen müssen, theils aber in zukünftigen Jahrhunderten noch zu hoffen sind. Wir wollen alle diese 17. Durchgänge nach der wahren Zeit auf den Pariser Meridian berechnet, unserm Leser vor Augen legen.

Wahre Zeit der Continuation
zu Paris
Nach dem alten Stilo. St.

An.	918	den	21 Nov.	10	3 M. Vorm.
	1048		20 May	0	6 Nachm.
					1161.

			St.		
An.	1161.	den 21. Nov.	9.	20 m.	Vorm.
	1283.	23. May.	8.	24	Nachm.
	1291.	21. May.	1.	29	Nachm.
	1393.	23. Nov.	7.	30	Nachm.
	1518.	26. May.	4.	42	Vormitt.
	1526.	23. May.	9.	47	Nachm.

Nach dem neuen Stilo.

1631.	7. Decemb.	5.	39	Vormitt.
1639.	4. Decemb.	6.	47	Nachm.
1761.	6. Junii.	6.	5	Vormitt.
1769.	3. Junii.	11.	10	Nachm.
1874.	9. Decemb.	4.	56	Vormitt.
1996.	10. Junii.	2.	23	Nachm.
2004.	8. Junii.	7.	28	Vormitt.
2109.	13. Decemb.	3.	6	Nachm.
2117.	11. Decemb.	4.	13	Vormitt.

Wir sind nämlich jedesmal versicheret, daß die Venus werde in der Sonne zu sehen seyn, wann folgende 3 Umstände zugleich zusammen treffen. Erstlich zwar, daß die Länge der Venus in der Ecliptik der Länge der Sonne gleich sey, welches geschiehet, wenn beyde in einem Punct der Ecliptik stehen. 2. Daß die

Breite der Venus kleiner sey, als der halbe Durchmesser der Sonnenscheibe, das ist, nicht viel größer als 16. Minuten. 3. Daß so wohl die Sonne als auch die Venus nicht weit von einem ihrer zween **Knotten** entfernet seye. Es sind aber die **Knotten** jene zween Puncten, in welchem die Venusbahne die Ecliptik durchschneidet.

Als z. E. Es sey in der ersten Figur ODBS die Sonnenscheibe. C dero Centrum, DCN ein Stück von der Ecliptik. EVMSN ein Stück von der Venusbahn. V der Ort der Venus zur Zeit ihrer Conjunction mit der ☉. OC perpendicular auf die Ecliptik DCN, folglich VC die Breite der Venus. Weil nun diese Breite kleiner als OC der Durchmesser der Sonnenscheibe, so muß nothwendig die ♀ in der ☉ können gesehen werden. Da sich aber gar selten der Fall ereignet, daß alle obige 3 Umstände zu gleicher Zeit und auf einmal zusammen treffen, so ist auch folglich kein Wunder, wenn dieser Planet so selten in der ☉ sich erblicken läßt.

Wenn man nun einmal des Tages eines solchen Durchgangs aus nur erwehnter Tabell ver-

scheret ist, lieget einem Astronomo ob, alle Umstände desselbigen, theils aus den astronomischen Tabellen, theils trigonometrischen Rechnungen auf das genaueste zu bestimmen.

Ich nenne **Umstände** eines Durchgangs, die Zeit, da die ♀ in dem Punct V, nämlich in ihrer Conjunction mit der ☉ stehet. Ingleichen die Zeit, da dieselbe in dem Punct M ihrer Bahn E N zu stehen kömmt, welches **das Mittel ihres Durchgangs** ausmachet, weil E M gleich M S wie auch die Zeit, zu welcher sie in E in die ☉ eintritt, und in S aus derselben austretten muß. Item die Breite V C der ♀ zur Zeit ihrer Conjunction, und endlich den kürzesten Abstand C M der Venus M von dem Centro C der Sonne, welches die Astronomi *minimam centrorum Solis et Veneris distantiam* heissen.

Alle diese Umstände hat Hr. De la Lande königl. französ. Astronomus in seinem periodischen Werke, *Connoissance des mouvemens Celestes pour l' Année* 1769. berechnet wie folgt:

An. 1769. den 3 Junii nach der wahren Zeit zu Paris.

Anfang des Eintritts der ♀ in die ☉, Nachmitt. um 7 U. 14 Min. 5. Sec. bey dem Punct E

Gänzlicher Eintritt der ♀ in die ☉ Nachmitt. um 7 U. 33 Min. 0. Sec.

Folglich der Eintritt des Centri der ♀ bey dem nämlichen Punct E — — — Nachmitt. um 7 Uhr 23 Min. $32\frac{1}{2}$ Sec.

Conjunctio ♀ und ☉ bey V — Nachm. um 10 U. 9 Min. 53. Sec.

Austritt des Centri der ♀ aus der ☉, bey dem Punct S den 3 Junii nach Mitternacht, das ist, den 4 Junii morgens früh um 1. Uhr 34 Min. 31 Sec.

Also die ganze Dauer dieses Durchgangs, oder die Zeit welche das Centrum der ♀ von dem Augenblick ihres Eintritts bey E bis zu dem Augenblick ihres Austritts bey S. zubringet 6. St. 10 Min. 58. Sec.

Mithin die Helfte des Durchgangs, oder die Zeit da das Centrum der ♀ in dem Punct M. zu stehen kömmt Nachmittag um 10 Uhr 29 Min. $1\frac{3}{4}$ Sec.

Die

Die Linie C M, oder der Abstand der ♀ von dem Centro der Sonne gegen dero nördlichen Rand 10 Min. 7. Sec.

Der ganze Durchmesser oder Diameter der ☉ 31 M. 34 Sec. Der ♀ 0 Min. 59 Sec.

Wahre Länge der ♀ in der Ecliptik zur Zeit ihrer Conjunction mit der ☉ ♓ 13° U. 27 M. 10 Sec.

Dero nördliche und abnehmende Breite von der Erde aus gesehen: 0° Uhr 10 Min. 13 Sec. 4.

Die Paralaxe eines Planeten heisset überhaupt die Weite zweyer Oerter, an welchen ein Planet aus zwey verschiedenen Ständen, nämlich aus dem Mittelpunct, und aus der Oberfläche der Erde zu gleicher Zeit gesehen wird.

Aus den Beobachtungen des Durchgangs der ♀ im Jahr 1761. hat man die Paralaxe der ☉ geschlossen 9 Secunden, jene aber der ♀ 31, 6 Secunden. Folglich ist der Unterschied beyder Paralaxen 22 Secund., 6. Woraus sich durch genaue Rechnung ergiebet, daß man bey heurigem Durchgang zu

Paris z. E. den Eintritt der ♀ in die ☉ um 7 Min. 10 *Sec.* der Zeit nach eher hat sehen müssen, als man selbigen von dem Mittelpunct der Erde aus, wahrgenommen hätte; und dieses nennet man den *Effect* der Parallaxe, vermög welcher ein bestimmter Ort der Erd-Oberfläche den Eintritt der ♀ eher oder später als ein anderer der nämlichen Oberfläche, als wann selbiger aus dem Mittelpunct der Erde wäre beobachtet worden, wahrnimmt.

Es sind 7 Min. 10 Sec. eine gar zu beträchtliche Zeit, als daß man selbige in den Rechnungen gerade hin fahren lassen dürfte. Es muß bey Berechnung der Durchgänge der ♀ durch die Sonne als ein wesentliches Stück angesehen werden, daß man für alle Länder unserer Erdkugel mehrbesagten Effect der Parallaxe genau ausrechne, um zu wissen, um wie viel früher oder später an einem Ort als an dem anderen der Ein- oder Austritt der ♀ sich zutrage? damit man den erwünschten Nutzen aus seinen angestellten Beobachtungen erlangen möge.

Die

Die heutigen Astronomi haben nicht nur allein diese so saure Arbeit allbereits verrichtet, sondern die astronomische Wissenschaft in diesem Stück bis zur Galanterie hinauf getrieben, indem der alte, erst vor einem Jahr verstorbene verehrungswürdige Herr Del' Isle, gleichfalls königl. Astronomus zu Paris, eine Methode ausgesonnen, durch welche die ganze Historie eines Durchgangs, es sey gleich des Mercurs oder der Venus, auf einer **Weltkugel-Landkarte**, oder sogenannten *Mappemonde* auf einmal kann vor Augen gestellet werden; welches allein schon Beweis genug ist, wie hoch man zu diesen unseren Zeiten die Astronomie gebracht habe.

Die Landkarte von dem Durchgang des Merkurs im Jahr 1753, und der Venus im Jahr 1761. hat der Erfinder, H. Del' Isle selbst zu Paris herausgegeben. Jene aber, welche den neulichen Durchgang vom 3 Junii dieses Jahrs nach allen seinen Begebenheiten vorstellet, haben wir dem schon oben belobten Herrn De la Lande zu danken.

Wir machen uns ein wahres Vergnügen daraus ein dergleichen Meisterstück des menschlichen Witzes bey dieser Gelegenheit unseren Landsleuten bekannt machen zu können, eines Theils zwar, weil alles was wir nun von dieser Karte zu erklären haben, auch von jenen Liebhaberen der Astronomie, welche sonst nicht Profession davon machen wollen (wenn sie anders nur eine mittelmäßige Känntniß der *Geographie* besitzen) leicht kann verstanden werden. Andern Theils aber weil wir uns zugleich mit der angenehmen Hoffnung schmeicheln, daß wir dem Leser dadurch eine Hochschätzung gegen dieser fast göttlichen Wissenschaft, wie nicht minder eine Lust selbige genauer kennen zu lernen, werden beybringen können. Wir können zwar dieselbige nur ziemlich klein, und nach dem verjüngten Maaßstab vorstellen, welches jedoch keineswegs hindert, daß wir nicht alles, was ein Liebhaber der Astronomie, oder wenigsteus der Geographie zu seiner Ergötzung gern wissen möchte, hier mit der uns vorgeschriebenen Kürze daraus erklären können.

Jedoch um dasjenige, was auf der Karte wird erkläret werden, etwas deutlicher zu begreifen, so nehme

man zuerst eine Erdkugel, oder *Globum artificialem terrestrem* mit seinem hölzernen Horizont zur Hand. Man erhebe dessen Polum 22° Uhr 27 Sec. über den Horizont, so viel nämlich die nördliche Abweichung der Sonne zur Zeit des Eintritts der Venus ausmachet. In diesem Stand dann stellet der Horizont des Globi den *Illuminations*-Cirkel vor, das ist, denjenigen Zirkel, welcher die Hälfte der Erdkugel, so zur Zeit des Eintritts der Venus, von der Sonne wirklich beleuchtet und mithin Tag hat, von der anderen unteren Hälfte, welche noch in der Finstere stecket, absöndert. Wäre die Abweichung der Sonne mittägig, so müßte gleichfalls der mittägige oder antarctische Polus auf nun besagte Weis über den Horizont erhöhet werden.

Wenn nun der Globus solchergestalt, wie es nämdie Abweichung der Sonne erforderet, erhöhet worden so drehet man denselben herum nach jener Zeit, welche man bey dem Eintritt der ♀ zählt. Als z. E. Nachm. um 7. U. 20. Min. wahrer Zeit zu Paris machet der Abstand der Sonne von dem Meridian-Cirkel in Graden des Æquators gezählet, eben

110 Grade aus; man drehe also den Globum herum von Niedergang gegen Aufgang, so, wie sich die Erde herum drehet, so lang und so viel, bis Paris von dem meßingnen Meridian 110° U. gegen Aufgang abstehet; weil man zum voraus wie bey den Sonne- oder Erdfinsternissen setzet, daß die Sonne immerzu in dem Meridian-Cirkel, und zwar in diesem gegenwärtigen Fall in dem Zenith des Horizonts unbeweglich stehen bleibe.

(Die Fortsetzung folget künftig.)

Phidias und die Statue.

Phidias schnitzte eine Statue aus Helfenbein. Welch' ein Meisterstück! rief Jedermann. Ist es nicht ewig Schade, daß diese Statue nicht lebet!

Sie machet doch eine Figur, widersetzte Phidias, und nutzt der Welt gerade so viel als manche lebendige Statue.

C
70
60
50
40
30
20
10
M
D
10
20
30
40
50
60
70
80
Embrit bey unsergehen

den komme.

Der Patriot in Baiern.

Sechstes Stück.

München den 11 August 1769.

Fortsetzung der Erklärung des Durchgangs der Venus durch die Sonnenscheibe.

Alle jene Oerter auf der Weltkugel, welche 110 Uhr von dem Pariser-Meridian gegen Westen abstehen, zählen 270 Grade ihrer Weltlänge (wofern man nämlich, wie es alle heutige Geographi annehmen, 20 Grade für die Weltlänge von Paris ansetzet) Es bedarf also anders nichts mehr, als daß man den Globum so herum drehe, daß der Punct des 220sten Grads der Weltlänge in dem Æquatore, just unter dem meßignen Meridian zu stehen komme. In diesem Zustande ist der Globus oder

die Erdkugel gerichtet, so wie dieselbige von der Sonne den 3 Junii Nachmitt. um 7 Uhr 20. Min. nach dem Pariser Zeiger, beleuchtet gewesen.

Alle die Oerter und Länder, welche in dem Horizont unseres Artificial-Globi **ostwärts** gelegen, sahen also die Sonne in ihrem **Untergange.** Jene hingegen, welche an dem **westlichen** Horizont besagten 3 Junii um die gegebene Zeit sich befanden, sahen die Sonne eben **aufgehen.**

Dieser *Illuminations*-**Cirkel** so wie ihn der Horizont des Globi vorstellet, durchwanderet den östlichen Theil von Frankreich, gehet alsdann bis an das baltische Meer, kömmt so fort in das nördliche Siberien, von da er durch Asien bis an die Landschaft Yedso hinaus laufet, von hier aber bey den marianischen Eylanden vorbeygehet, und das ganze Sudmeer bis an das mittägige Amerika sich ausstrecket, allwo er an die Meerenge *le Maire* anstreifet, an die afrikanische westliche Seeküsten dem **grünen Vorgebürge** gegen über kömmt, von da aus aufwärts gegen das mittel-

ländische Meer langet, und endlich von hier wieder in das östliche Frankreich, allwo er seinen Lauf angefangen, zurück kömmt.

Auf eine ganz ähnliche Art wird auf dem Globo der Illuminations-Cirkel für den Austritt der ☿ vorgestellet, in welchem Fall alle diejenigen Oerter, welche an dem östlichen Horizont gelegen, den Austritt dieses Planetens bey untergehender Sonne, jene aber, welche an dem westlichen Horizont sich eben befanden, derselben Austritt bey aufgehender Sonne haben wahrnehmen müssen.

Alles, was man jetzt beschriebener massen auf der krummen Oberfläche eines Globi zu finden gelehret, hat man auch auf der ebenen Fläche einer Landkarte vorstellig zu machen in der zweyten Figur dem Auge zum Vergnügen sich bemühet. Es würde viel zu weitläuftig und vielen aus unsern Lesern zu verdrüßlich fallen, wenn man die Gründe anführen wollte, nach welchen diese Karte ist verfertiget worden: man kann mehr nicht thun, als nur derselben Gebrauch anzeigen.

Die zwo krummen Linien FGB, BAD stellen den Illuminations-Cirkel bey dem Eintritte der ♀, nämlich jenes Hemisphaerium der ganzen Erdkugel vor, welches in dem Augenblicke, da besagter Planet in die Sonne einzutretten aus dem Mittelpunct der Erde gesehen wurde, von der Sonne beleuchtet worden. Hingegen aber beyde Cirkelbögen EGH und CAI zusammen genommen, machen den 2ten Illuminations-Cirkel aus, oder jenes Hemisphaerium der Erdkugel, welches bey dessen Austritt, von der Sonne bestralet war. Jene Oerter oder Länder, durch welche gedachte 4 Bögen durchlaufen, sahen den Ein- und Austritt in dem Augenblicke selbst, als die ☉ auf- oder unterging, so, daß solche Bögen die Gränzen ausmachen, innerhalb welchen das ganze Schauspiel sich ereignet hat.

Allen denjenigen Länderen, welche oberhalb des Bogens FGB zu liegen kommen, nämlich den nördlichen Ländern von Europa und Asien, wie auch jenen, welche oberhalb des Bogens BAD gelegen, war die ☉ schon aufgegangen, und haben folglich den Eintritt der ♀ gesehen. Ein jeder Ort rückt durch

die

die tägliche Bewegung der Erdkugel nach der rechten Hand gegen Aufgang fort; und also diejenigen Oerter, welche selbigen Augenblick eben an dem Bogen FG stehen, müssen einen Augenblick hernach zur rechten Hand, das ist, unterhalb dieses Bogens sich befinden, stehen mithin schon ausserhalb des Illuminations-Cirkels, und können weder die Sonne, noch auch die Venus mehr sehen.

Hätte man die Karte in seiner Originalgrösse, und zwar zeitlich aus Frankreich erhalten können, so hätte man gleich zum voraus einsehen müssen, daß man in Oesterreich so wohl, als in Baiern (wie uns auch dessen schon die hievon eingelaufenen Nachrichten belehret haben) die Venus vergeblich in der bereits untergehenden Sonne würde gesuchet haben; dann diese Länder waren schon zur Zeit des Eintritts, unter dem Bogen FG hinab in das verfinsterte oder nächtliche Hemisphaerium FGHF eingerücket. In der That, München insonderheit, Forstenried, und Polling anbelangend, hat man allda aus seinem scrupulosen Mißtrauen gegen die Theorie, auf das genaueste und sorgfältigste die Sonne über eine Viertelstunde lang bis auf

den Augenblick, da sie sich gänzlich unter dem Horizont verloren, betrachtet, und ungeachtet man in derselben bey 10 Mackeln, unter welchen eine von gar ansehnlicher Größe sich zeigte, wahrgenommen, könnte man dennoch nicht die mindeste Spur einer eingetretenen Venus entdecken.

Es begreift demnach der Bogen FG alle die Oerter in sich, welche den Eingang der ♀ bey Sonnen Untergang zu sehen bekommen. Die nämliche Beschaffenheit hat es mit den Ländern, welche auf dem Bogen AD sind, indem sie rechter Hand gegen Aufgang sich bewegen. Sie rücken aus dem dem Illuminations-Bogen AD hinauf abwärts, und verlieren die ☉ aus dem Angesichte, daß also der Eingang der ♀ in Ansehen ihrer bey ☉ Untergang sich zeigen müssen.

Im Gegentheile aber steigen die auf beyden Bögen GB und BA gelegenen Länder über den Illuminations-Cirkel hinauf, und mußten also den Eintritt bey aufgehender ☉ sehen. Man hat beyde diese Fälle durch die Worte bey der ☉ Untergang,

und

und respectiuè **Eintritt bey ⊙ Aufgang** in gegenwärtiger Karte angemerket.

Auf eine ganz gleiche Art verfährt man, um den Illuminations-Cirkel EGH und CAI für den **Austritt** des Centri der ♀ zu finden. Die an dem Bogen CI liegenden Länder, da sie sich gegen Aufgang bewegen, kommen aus dem Illuminations-Cirkel und verlieren also die Sonne aus den Augen, so daß in Ansehen ihrer der Austritt der ♀ bey ⊙ Untergang sich äußern wird. Jene Helfte dieses Cirkels, welche allein im gegenwärtigen Falle betrachtungswürdig ist, erstrecket sich von Grönland an, durch das ganze mitternächtige Amerika, und durch die Landschaft Mexico bis in das Südmeer. Sie ist mit den Worten: **Austritt bey ⊙ Untergang**, hingegen aber die Hälfte EGH mit: **Austritt bey ⊙ Aufgang** bezeichnet.

In dem ganzen Raume FGBEF, so wie auch in dem ganzen Umfange von BCDAB hat man den **Eintritt** der ♀ sehen müssen. Die Landschaften

und Oerter, welche zwischen HBGH, ingleichen zwischen CBIAC sich eingeschlossen befinden, haben derselben Austritt gesehen, folglich in den beyden obigen zweyen Umfängen, nämlich in CBAC, desgleichen in BGEB hat man beyde, sowohl den Ein- als Ausgang beobachten können.

Innerhalb ACDA, wie nicht minder innerhalb FGEF hat man nichts als den Eintritt wahrgenommen, und zwischen den Bögen BGHB, und BAI hat sich nur der Austritt sehen lassen. Schlüßlich aber den Landschaften zwischen FGHF und zwischen IADI ist weder der Ein- noch Austritt der ♀ zu Gesichte gekommen.

Außer diesen jetzt erklärten Cirkeln hat man auf gegenwärtiger Karte noch mehr andere kleinere, für den Ein- und Austritt der ♀ angezeiget, so, wie sowohl dieser als jener an verschiedenen unter diesen Cirkeln gelegenen Orten, und zu verschiedenen Zeiten hat können gesehen werden. Sie sind alle durch die ihnen beygesetzten Zahlen des Eintritts 3 Junii Nachmitt. um 7 Uhr. und des Austritts den

4 Junii morgens früh um 1 Uhr (verstehe nach astronomischer Zählung den 3 Junii Nachmitt. um 13 Uhr) erkenntlich. Als zum Beyspiele nach der Zeit des parisischen Meridiani war.

	H	′		H	′
Der erste Eint. in die ☉ 3 Jun.	7	14	Aust. Nachm.	13	51
Nachm.	7	15	— — —	13	50
— — —	7	15½	— — —	13	0
— — —	7	17	— — —	13	48
— — —	7	20	— — —	13	45
— — —	7	23	— — —	13	42
— — —	7	26	— — —	13	39
— — —	0	0	— — —	13	37½
— — —	7	28	— — —	13	37
— — —	7	29	— — —	13	36

Das Absehen bey Aufreissung dieser kleineren Cirkel war, um durch deren Hilfe jene Oerter auf der Erdkugel zu finden, an welchen der Effect der Parallax am merklichsten seyn mußte, und folglich auch die vortheilhaftesten Stellungen und Plätze für die Astronomen auserwählen zu können, um in selbigen ihre Beobachtungen mit allem nur möglichen Nutzen anzustellen.

Man hat demnach aus genauer Betrachtung dieser Ein- und Austritts-Cirkeln den neulichen Durchgang betreffend gesehen, daß vermög der astronomischen

Rechnungen zu Mexico in Neuspanien der Eintritt der ☿ nach der Zeit, die man unter dem Pariser Meridian zählet, Nachm. um 7 Uhr 21 Minut. 10 Sec., der Austritt aber den 4 Morgens früh um 1 Uhr 37 Min. 40 Sec. sich zugetragen. Dieses nach der Uhr in dem Meridian zu Mexico gerechnet, trifft ein für den Eintritt mit H ⊙ 17 Min. 10 Sec. den 3 Jun. Nachm. Für den Austritt mit H 6 33 40 eod. Nachm. woraus man zugleich sieht, daß die Dauer des ganzen Durchganges 6 Stunden 16 Min. 30 Sec. ausgemacht habe, da hingegen dessen völlige Dauer in der Gegend St. Petersburg nicht grösser als 5 St. 58 Min. 15 Sec. seyn könnte, nämlich um 18 Min 15 Sec. kürzer als zu Mexico.

Diese 18 Min. 15 Sec. machen den Effect der Parallaxe aus, dießmal zweymal größer, als er in dem Durchgange von 1761 war.

Aus diesem schließen die Astronomi, daß aus zweyen vollständigen Obseruationen des heurigen Durchgangs, deren eine zu Mexico, und die andere an einem vorwärts Petersburg gelegenen Orte,

als z. E. zu Archangel, oder zu Kola in dem russischen Lappland, oder zu Wardhus in dem dänischen Lappland hat sollen gehalten werden, die Parallaxe der Sonne mit einer zweymal größeren Schärfe werde können bestimmet werden, als in dem vorletztern Durchgange de An. 1761. nicht geschehen ist. In der That war dazumalen die größte Differenz, welche vermög der Parallaxe zwischen Tobolskoij in Siberien, und Rodrigues (einem kleinen Eylande unter dem 19 Grade 40 Min. 30 Sec. südlicher Breite, und unter dem 80sten Grade 30 Sec. der Weltlänge gelegen) heraus kam, nur von 8 Minuten: und noch dazu mußte man supponiren, daß die Differentia Meridianorum oder der Weltlänge zwischen diesen beyden Oertern genau und richtig bekannt sey; da man hingegen durch dießjährige Observationen eine zweymal größere Differenz, welche von der Weltlänge ganz und gar nicht abhänget, hat erhalten können, wenn man anders so glücklich gewesen die ganze Dauer dieses Durchgangs so wohl in Mexico als in dem nördlichen Rußlande observiren zu können.

Wir getrösten uns dessen, obwohlen nicht ohne allen Kummer, es möchte vieleicht die auf den nördlichen Gränzen Europens, als zu Archangel, Kola, Wardhus ꝛc. gemeiniglich unbeständige und mehrern Theils stürmische Witterung die Erwartung und Bemühungen der alldort sich befindenden Astronomen vereitelt haben. Möchte doch dieser unser Kummer vergeblich gewesen seyn, und möchten wir das Vergnügen haben die glückliche Zurückkunft jener Schiffe, welche so theure Männer, und mit denselben so große theils astronomische, theils physikalische Schätze an ihren Bord führen, auf künftigen Herbst vieleicht zu vernehmen!

Wir werden es als eine Schuldigkeit ansehen, nach deren Rückkunft das gelehrte, und die schöne Wissenschaften liebende Publicum von Zeit zu Zeit zu belehren, wie glücklich die von einem jeden derselben unternommenen Beobachtungen abgelaufen, was Nutzen sie daraus geschafft, und wie viel sie dadurch die edle Wissenschaft der Astronomie verbessert, und ihre Gränzen erweitert haben.

In Erwartung dessen kann man zum voraus so viel unwidersprechlich versicheren, daß durch diese Observationen der Lauf so wohl der ♀ als der ☉ viel richtiger bestimmet werde, ihre Tabellen, aus welchen ihre Bewegungen müssen berechnet werden, um ein gar merkliches verbessert. Beyder ihre Parallaxe (welche gleichsam die Leiter ist, wodurch man an den Himmel steiget, und alles genau abzumessen pfleget) insonderheit jene der Sonne wird mit 2mal größrer Genauigkeit als vor 8 Jahren, gefunden. Aus der Sonnen Parallaxe erhalten wir zugleich mit der äußersten Richtigkeit die Entfernung der Sonne von der Erde, wie auch die Entfernung aller übrigen Planeten so wohl von der Sonne, als von der Erde, durch welches alles wir eine vollkommene Erkänntniß unseres ganzen planetarischen Systems bekommen.

Zugleich erlangen wir da durch einen weit handgreiflicheren Nutzen, welcher alles obbesagte überwäget, indem er in das allgemeine Beste einschlaget, folglich den Bürger, insonderheit aber den Kaufmann von allen Nationen, welche durch das Band des Commerciums miteinander verbunden sind, interessiret. Dieser

ser hauptsächliche Nutzen ist **die Sicherheit der Schiffahrt.** Seit dem die Astronomie zu solchem Grade der Vollkommenheit gebracht worden, bekommen die Steuermänner oder Piloten **weit richtigere Seekarten** und astronomische Tabellen in die Hände, nach welchen sie den Lauf ihrer Schiffe zu richten bemüßiget sind. Sie fangen allbereits an sich schon in so weit zu erkühnen, daß sie die Weltlänge ihres Schiffes auf offener See, und dessen Entfernung von dem Meerporte, von dem sie ausgefahren, oder von dem Orte, wornach sie ihren Lauf richten, bis auf 30 Seemeilen (welches sehr viel gesagt ist) nicht schätzungsweise, wie ehedessen, sondern mit aller Sicherheit anzusagen sich getrauen: da es vorhin gar nichts neues war, wenn ein Pilot sich um 100 und noch mehrere Meilen in der Vorherverkündung seines Schifflaufes sich betrogen, wodurch dann geschehen, daß seit Entdeckung beyder Indien unzahlbare Schiffe sammt allem aufhabenden Volk und Schätzen, auch ohne Sturme elendig zu grund gegangen. Nunmehr schwimmen die Schiffe mit ihren Kaufmannswaaren muthig und sicher auf dem großen Weltmeere herum,

ganz

ganz versicheret, daß sie ihre Straße nach dem Orte ihrer Bestimmung eben so gewiß, als ein Fuhrmann auf dem festen Lande finden werden.

Diese so grossen Vortheile für das Beste ihrer Unterthanen und Staaten, haben grosse Könige unserer Zeiten, als nämlich der König von Frankreich, Engelland, Dännemark, die Kaiserinn v. Rußland ꝛc. eingesehen, mit großen Unkösten Schiffe ausrüsten lassen, und ihre Astronomen mit einem reichen Vorrathe von auserlesnen Instrumenten vor 8 Jahren und heur, in alle übrigen 3 Welttheile, geschicket, um ein so seltsames Phænomenon (welches in Europa in keinem aus beyden Jahren ganz hat können gesehen werden) mit aller nur möglichen Genauigkeit zu beobachten.

Wollen wir doch diese Schiedsmänner erkennen, ihrem Ausspruche glauben, und durch sie uns überzeugen lassen, das durch die mathematische Wissenschaften, insonderheit durch die Astronomie das Ansehen, und die Majestät der Staaten, ihr Ueberfluß und Glückseligkeit befördert werde.

Der

Der Versemacher.

Ich mache doch immer Verse, sagte Lucill, und doch hält man mich für keinen Poeten.

Und dieß mit Rechte, antwortete Seladon; denn du reimest nur, und dichtest nicht.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Der
Patriot in Baiern.

Siebentes Stück.

München den 18 August, 1769.

Gedanken
über die in München, und ganz Baiern den 4ten August verspürte Erderschütterung, und über das Erdbeben überhaupt.

So ungewöhnlich in Baiern dieses Phänomenon kömmt, so richtig und gewiß ist es doch, daß man öfters schon einige wiewohl meistentheils schwache Spuren davon gehabt habe, besonders in diesem jetzigen Jahrhunderte, da die Nachrichten von Erdbeben aus allen Theilen der Welt immer so häufig kommen, und es scheint, als wenn sie immer allgemeiner werden, durch den ganzen Erdboden herumschwärmen, und von Zeit zu Zeit bald in diesem, bald in ei-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

nem andern Orte los brechen, und die traurigsten Folgen ihrer Gewalt zurück lassen wollten.

Unter den verschiednen Anfällen dieses Uebels in unserm Vaterlande, deren sich Leute von nicht gar zu großem Alter noch sehr gut erinnern können, ist hauptsächlich einer merkwürdig. Vor ohngefähr 15, oder 16 Jahren ließ sich in hiesiger Hauptstadt eine ziemlich starke Erschütterung spüren. Es war im spätern Herbste an einem sehr heitern, und windstillen Tage, als im Augenblicke ein so gewaltiger Stoß geschah, daß davon in vielen Häusern die Fenster geöffnet wurden. Die Erschütterung dauerte nicht viel über eine Secunde. Die lange Gartenmauer zwischen dem sogenannten Augustinerstocke, und der Augustinerkirche ward dadurch umgeworfen, doch so, daß sie fast unzerbrochen, so wie sie gestanden, da lag, und gleichsam von der Kirche und dem angebauten Hause abgeschnitten schien. Das Kupferdach von der gerade gegenüber stehenden Sct. Michaelskirche war auf einer Seite ganz zusammen gerollt, und nach ein paar Tagen äußerte sich nochmal früh nach 7 Uhr eine starke Erschütterung in dem Gymnasium bey den Herren PP. Jesuiten, welche unter den in der Heil. Messe versam-

mel-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

melten Studenten Schrecken und Unordnung erregte. So wichtig im übrigen, und so gefährlich dieser Zufall war, so wenig träumte man doch von einem Erdbeben. Denn damals war noch die Zeit, wo man alles beynahe der Zauberey zuzuschreiben pflegte. Statt deme, daß man GOtt für den noch so unschädlichen Ausgang dieses Erdbebens hätte danken sollen, so trug man sich mit den lächerlichsten Ursachen dieses Umsturzes herum, und erzählte Geschichtchen, die nach den Geschichten des Doctor Fausts rochen.

Unsre gegenwärtige heurige Erderschütterung war fast eben so gefährlich. Ihre Dauer war hier in München $1\frac{1}{2}$ Secunden, Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr. Der Himmel war heiter, das Wetter sehr heiß, und es herrschte eine ziemliche Windstille vor und nach der Erschütterung. Die Stöße waren sehr fühlbar, und man soll dieses Erdbeben, welches von Westen hergekommen, weit im Lande herum gemerket haben. Erst den 5ten in der Nacht änderte sich der Himmel, und es ließ sich ein Donnerwetter mit unschädlichen Blitzen merken, das von einem heftigen Winde, und starkem Regen begleitet wurde.

Von Donauwerth haben wir nach der Hand folgende richtige Nachricht in einem Briefe erhalten. Die Stöſſe waren daſelbſt ungemein ſtark. Das Erdbeben dauerte beyläufig 10 Secunden. Verſchiedne Häuſer bekamen Ritze, zwey Häuſer wurden geſpalten, die Ziegel von vielen Dächern herabgeworfen, und 3 Kamine eingeſtürzt. Einen Augenblick vor der Erſchütterung hörte man ein Donnern, und während demſelben war das unterirdiſche Getöſe ſehr deutlich zu vernehmen. Die Luft war den Tag über ruhig, nur eine Stunde vorher ſtrich ein Wind von Weſten gegen Oſten, und von daher ſchien auch das Erdbeben zu kommen. Am Himmel waren zerſtreute Wetterwolken. Unmittelbar nach dem Erdbeben war die Höhe des Barometers 26 Zolle, $8\frac{1}{2}$ Linien, und die Höhe des branderiſchen Univerſalthermometers $13\frac{1}{2}$ Grade über den Punct des temperirten Wetters. Neulich den 21ten Julius ſtund er um 3 Uhr Nachmittags 23 Grade hoch, welches ſehr ungewöhnlich iſt.

Wir könnten noch einige Nachrichten von andern Orten hieher ſetzen, allein theils ſind ſie nicht ſo erheblich, theils aber entfernten ſie uns zu weit von un-

ferm Ziele. So viel ist indessen richtig, daß die Erschütterungen immer weiter gegen Westen stärker und heftiger als anderwärts vermerket worden. Wir wollen aber jetzt suchen, die ersten Ursachen und Quellen eines so länderverderbenden Uebels etwas näher aufzudecken.

Ob das Erdbeben eine Wirkung des Feuers, oder der eingeschlossenen Luft, oder aber beyder zugleich sey, das läßt sich nicht so gar leicht entscheiden. Die Umstände müssen in allen Stücken die Hauptsache erklären. In Spanien, Portugall, und in allen heißen Ländern, vorzüglich aber in Italien ist gewiß das unterirdische Feuer die Hauptursache der so häufigen Erschütterungen. In Italien weis man es genau, daß eine gänzliche und lange Stille und Ruhe der zween feuerspeyenden Berge sehr gerne Erschütterungen nach sich ziehe. Wenn diese Erschütterungen heftig sind, dann wünscht Jedermann die Flammen des Aetna und Vesuvs bald wieder zu sehen. Und man hat es auch von der Erfahrung, daß mit dem erfolgenden Ausbruche aus diesen Feuerschlünden die Erdbeben gleich nachlassen.

Bey dem vor nicht vielen Jahren in Ungarn gewaltig wüthenden Erdbeben, weis man, daß die Donau und verschiedne andre Flüsse die Farbe verändert, und ganz gelblicht geworden. Aus der Donau sprudelte eine geraume Zeit weit über eines Arms dick schwefelgelbes Wasser gerade in die Höhe gleich einem künstlichen Sprüngbrunnen, und überhaupt schien alles Wasser, so lange die innere Hitze dauerte, gleichsam zu sieden und zu wallen. Wer sollte in dergleichen Fällen nicht so starke Erderschütterungen vornehmlich der Wirkung des Feuers zuschreiben?

Daß das Feuer die Luft aus seinem Orte treibe, und daß die gepreßte Luft mit Gewalt sich einen Ausgang suche, sind Wahrheiten, die in der Physik keines fernern Beweises bedärfen. In den Gewölben und Höhlungen unsrer Erde findet sich Luft genug, die mit der Luft über der Erde einerley Natur, das ist, einerley Schwere, Flüßigkeit und Schnellkraft besitzet. Eine nicht eben gar zu heftige Erhitzung, ein starker Druck auf eine der innern Wände dieser Erdkammern ist also fähig die eingesperrte Luft zu erschüttern, und zu treiben. Diese Luft, wenn sie zum Gegendrucke zu

schwach ist, drückt nicht nur über sich, sondern sie drückt auch auf alle Seitenwände, und auf die übrige benachbarte Luft, folglich erschüttert sie nicht allein die Erde, wo der Druck geschieht, sondern ihre Stöße und Bewegungen erstrecken sich viele Meilen weit, so weit nämlich die gepreßte Luft fähig ist, ihre Bewegung mitzutheilen und von Luft auf Luft, von Körper auf Körper fortzupflanzen, eben so, wie wenn man ein Steinchen in einen Teich wirft, und dadurch das Wasser in eine zitternde kreisförmige Bewegung setzet, und wenn man mit dem Werfen fortfährt, alsdann werden die Kreise immer größer, und bringen immer mehr Wasser, und endlich den ganzen Teich in Bewegung, wenn gleich diese Würfe an einem äußersten Ende des Teiches geschehen sind.

Die Federkraft oder Elasticität der Luft, und die weite Fortpflanzung ihrer Kräfte voraus gesetzt kömmt es nur auf die Frage an, was bey den Erdbeben insgemein den ersten Druck, die erste Ausdehnung der Luft verursache. Ich glaube nicht, daß man in allen Geschichten von grossen Erdbeben einen einzigen Fall aufweisen könne, wo uns nicht die Umstände

deutlich gezeiget hätten, daß eine Entzündung schwefelichter, salpetrischer, und solcher brennenden Materien, die in eine Gährung gerathen, die allgemeine erste Ursache davon gewesen wären. Ich weis nicht, was einen sonst gelehrten Mann in einer gewissen Schrift veranlaßt haben muß, die meisten Erschütterungen ohne der Gewalt des Feuers lediglich den unter der Erde eingeschloßnen Winden zuzuschreiben. Es ist wahr, in gewissen Ländern, wie z. E. in Unteröstereich kommen die Erdbeben periodisch fast jeden Frühling und Herbst. In dergleichen Orten wäre es also schwer, die erste Ursache einer solchen Erschütterung allzeit durch eine Entzündung zu erklären. Es ist möglich, daß die den Winter hindurch wegen der Kälte, dem Eise, und der Verhärtung, immer in den Boden hinein getriebene Luft im Frühlinge losbrechen könne, oder daß sich im Herbste die heftig blasenden Winde in der Erde verschlagen, und dann wieder einen Ausweg suchen. Allein fürs erste muß man aus particular Zufällen eines gewissen Strich Landes niemal allgemeine Schlüsse folgern. Zweytens sind auch diese eben vorangesetzten Ursachen nicht einmal hinlänglich selbst die periodischen Erdbeben zu erklären. Denn

in allen nördlichen Ländern sind gemeiniglich kalte Winter, und stürmische Herbste, ohne daß man allda was von periodischen Erderschütterungen weis. Nur das könnte noch einigen Grund haben, daß nicht leicht in einem benachbarten Lande so gewaltige Sturmwinde herrschen, als in Oesterreich.

Wir behaupten nun also ganz sicher, mit dem größten Theile der Gelehrten, daß die erste Quelle der Erdbeben überhaupt von der Gährung und Entbrennung verschiedner in der Erde befindlicher entzündbarer Stoffe herrühre. Bey den grossen oft durch halb Europa empfundenen, und erschrecklichen Erschütterungen ist solches ohnehin richtig. Denn keine andere Ursache als das Feuer, kann die Luft in den Stand setzen, ihre Gewalt so sehr zu äußern, und so weit verspüren zu lassen. Und hilft hier der Einwurf nichts, daß unmöglich durch die Erde gleich überall so viel brennende Materien auf einmal können entzündet werden, oder in Gährung gerathen, als nöthig wäre, die unterirdischen Stöße so viele hundert Meilen fortzusetzeu. Wir haben oben deutlich genug erklärt, wie weit die einmal gewaltsam angetriebene Luft ihre Kräften fort-

pflanzen könne, und es ist gewiß, daß kein ober = und kein unterirrdischer auch noch so heftiger Sturmwind von sich selbst mächtig sey, nur zwanzig Meilen weit eine solche Wirkung zu zeigen, die man von den traurigen Erdbeben zu Lissabon, Lima, Constantinopel, und Comorren erfahren hat.

(Der Beschluß folget künftig.)

Das glänzende Johanniskäferchen.

Ein Johanniskäferchen glänzte bey dunkler Nacht an der Strasse so helle, daß einige Wanderer stehen blieben, und selbes bewunderten.

Nach Aufgang der Sonne glänzte das Käferchen noch immer, und doch blieb kein Wanderer mehr bewundernd stehen.

Schriftsteller dunkler Zeiten, habet ihr ein ähnlichers Bild von euch als dieses Käferchen?

Fortsetzung von Hanns Dalaborgs Lebensgeschichte.

Zweytes Capitel.
Hanns Dalaborgs Studierjahre.

1. §.

Das erste Jahr gieng es in der lateinischen Schule recht gut, und diese waren die besten Tage, die ich in meinem Leben gehabt habe. Mein Lehrer war ein betagter alter Schulmeister, der schon eine zwanzigjährige Uebung im Argument dictiren hatte, die er aus noch ältern Correcten nahm, als er selbst war. Mein Vater ließ mir einen rothen mit Gold bordirten Mantel auf das Schuljahr machen, und vor diesem hatte er so viele Ehrfurcht, daß er mich niemal unter die 12 ersten herabsetzte, und mir auch sonst mit aller Freundlichkeit begegnete. Ich hatte die Erlaubniß ihn wochentlich einmal auf Kosten meines Vaters köstlich zu tractiren, und alle Monathe schickte ich ihm ein dutzend Bouteillen Burgunder in das Haus, die einen wunderbaren Einfluß in alle Argumente hatten, die ich in der Schule machte.

2. §.

2. §. Das Studieren kostete mich gar nicht viel Mühe. Die Aufgaben über Haus machte mir mein Hauslehrer, und jene in der Schule ein Mitschüler, der immer neben mir saß. Wenn das Schuljahr verflossen war, kam ich dessen ohngeachtet immer mit einem vergoldeten Buche nach Hause. Meine Mutter weinte vor Freuden, wenn ich damit nach Hause kam, und mein Vater küßte mich. Alle Nachbarn und Befreundte mußten es wissen, wie gelehrt ich aus der Schule käme. Sie kamen, wünschten mir und meinen Aeltern Glücke, beschenkten mich, luden mich ein. Ueberhaupt, alles versprach sich viel Großes von mir, und wo ich immer hin kam, war der Himmel voll Geigen.

3. §. Im fünften Jahre wurde die Sache etwas ernsthafter. Wir fiengen lateinische Verse in Fingern abzuzählen an, und bald darauf sollten wir selbst einige nach diesem Maaßstabe machen. Unser Lehrer brachte uns auch eine runde Kugel, und zeigte uns darauf, was im Himmel und auf Erden vorgieng. Wir rißen die Augen auf, und hörten ihn mit Begierde an; so viel ich mich aber noch erin-

nern

nern kann, lernte keiner von uns etwas dabey? Die Zeit gieng vorbey, die Vacanz kam herzu. Wir waren mit dem Lehrer zufrieden, und der Lehrer mit uns. Ich kam nach Hause und erzählte meinen Aeltern, was ich für Wunderdinge auf dem Globo gesehen hätte. Einen großen und einen kleinen Bären, der im Kopfe und Schweife mit Sternen besetzt war; einen Heerwagen, dessen Räder und Speichel voll Sterne sind; eine mit Sternen geschmückte Milchstraße, u. s. f. Giebt es solche Wunderdinge im Himmel, sagte mein Vater hierauf. Wie weit kömmt die Sache nicht noch? Was muß man nicht noch in den Schulen lernen? Der Bub bringt es weiter als ich: Frau! Sey getrost, wir werden noch viel Freude an ihm erleben.

4. §. Bisher hatte mir der Himmel gute Tage bescheret; nun mußte er aber auch meine Tugend prüfen, und zu höhern Dingen vorbereiten. Nämlich

Dulcia non meruit, qui non gustavit amara.

Wer um keine bösen Tage weis, der verdient auch die guten nicht. Da ich in der sechsten Schule

war, gerieth meine Vaterstadt in ein großes Unglück. Es zog sich ein so heftiges Ungewitter über die Stadt, daß es bis zehnmal einschlug. Meine Aeltern saßen eben zu Tische, und wurden durch einen Donnerstreich erschlagen. Eben dieser Streich fuhr durch das Zimmer in die Küche, zündete an, und steckte das ganze Haus in Brand. Niemand konnte was retten. Es gieng das ganze Haus und mit selbem mein ganzes Vermögen in Rauch auf. Der einzige Bediente entrann der Wuth des Feuers, und brachte mir die betrübte Nachricht davon.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Der

Der Held im Frieden.

Man zittert, wenn Bramarbas
Von seinen Thaten spricht,
Beym Weine wider Preussen,
Tartarn und Russen ficht.

Er schwört bey tausend Teufeln
Er gebe nicht Pardon.
Chozim und Kracau schwimmen
In ihrem Blute schon.

Still! nun schallt die Trompete,
Bramarbas muß ins Feld.
Noch zittert er — Ach, komme,
Der Sieg ist dein, o Held!

Vor war dein Maul so tapfer,
Und deine Faust so faul,
Auf! red jetzt mit den Händen,
Und schweige mit dem Maul!

Die

Die Nachtigall und der Sperling.

Eine gefangene Nachtigall sang unermüdet in ihrem Käfige fort. Und sie sang fast eben so schön, als sie ehemals im Walde gesungen hatte.

Ein Sperling flog öfters vorbey, und hörte den lieblichen Gesang. Wie ist es doch möglich, fragte er sie endlich, daß du in deiner Gefängniß, bey so einem schweren Schicksale noch so munter, noch so schöne singest.

Die Nachtigall antwortete: würde mir mein Schicksal erträglicher seyn, wenn ich nicht sänge?

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz, in dem so genannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Der
Patriot in Baiern.

Achtes Stück.
München den 1 September, 1769.

Beschluß
der Gedanken über das Erdbeben.

Wir müssen nun noch mit ein paar Worten einem zweyten Einwurfe begegnen, den uns einige zu machen pflegen, die das Erdbeben dem Wasser zuschreiben, das mit Gewalt sich in die unterirdischen Höhlungen eindrängt, und die Luft zum Ausgange zwingt, worauf dann eine Erschütterung folget. Diese Meynung ist von geringer Erheblichkeit. Das Wasser, wenn auch zuweilen eines sich unter die Erde setzt, kömmt nicht strommweise, sondern nur sehr langsam dahin, und drückt die Luft nicht auf einmal, sondern nur nach und nach also, daß sie ohne alle heftigere Anstrengung sehr leicht ausweichen

kann. Es bleibt daher ein für allemal richtig, daß die so starke Ausdehnung, und gewaltige Losbrechung der Luft bey den meisten Erdbeben eine andere mächtigere Ursache, nämlich das Feuer zum Grunde haben muß, dadurch sie in den Stand gesetzt wird ganzen Reichen eine andere Lage und Gestalt zu geben.

Nachdem wir jetzt in etwas der ersten Quelle eines so grossen Uebels nachgeforscht haben, so wollen wir nochmal zu den Wirkungen und zur Erfahrung zurücke kehren, um nicht nur unser System desto mehr zu befestigen, sondern auch Rathschläge zu ertheilen, der nahen Gefahr eines Umsturzes, wenn es anders noch möglich ist, zu entkommen.

Diese gewaltsame Erscheinung in der Natur, (sagt Hr. Lomonosow, in einer Rede von Erzeugung der Metalle durch das Erdbeben) äußert sich meistentheils auf viererley Weise: erstlich, wenn die Erde mit häufigen Stößen durch eine zitternde Bewegung, bey einem nicht so gar schädlichen Knacken der Gebäude erschüttert wird; zweytens, wenn die Erde sich erhebt, und durch eine wechselnde und senkrechte Bewegung

wieder

wieder sinkt, wobey die Gebäude allezeit in ihrer unveränderten Lage noch ziemlich sicher sind; drittens, wenn die Oberfläche der Erde nach Art der Wellen bewegt wird, welches großen Schaden thut, da der auseinander gerissene Boden die wankenden Gebäude und die taumelnden Menschen begräbt, und oft alles verschlingt; viertens endlich, wenn die ganze Gewalt der Bewegung dem Horizonte nach fortgeht, wodurch der Boden plötzlich unter den Gebäuden weggerückt wird, also dieselben gleichsam in der Luft schwebend zurücklässt, und durch Zerreißung der Klammern und Fugen einzustürzen nöthiget. Diese verschiednen Bewegungen der Erde kommen inzwischen nicht allzeit einzeln, sondern oft vermischt vor, alsozwar, daß es Erdbeben geben kann, wo alle diese vier Gattungen von Bewegung mit einemmale gleich auf einander folgen.

Quellen, ja ganze Flüsse pflegen zuweilen aus dem Schoße der Erde hervorzubrechen, zuweilen bekannte Ströme zu verschwinden. Rauch, Funken, Flammen, und noch andere abscheuliche Dinge sind sehr oft die Gefährten dieses entsetzlichen Phänomenons.

Städte werden begraben, Berge eingestürzt, Felsen gespalten, und anders auf einander geschichtet, oder gar fortgerückt, und der hinterbliebene tiefe Abgrund mit einem See ausgefüllt. Länder werden von Ländern abgerissen. Im Meere werden neue Inseln erzeugt, andere gehen zu grunde. Kurz: eine Erschütterung, je nachdem sie stark ist, macht ganz unglaubliche Veränderungen auf unsrer Erdkugel.

In den Geschichten der französischen Akademie, vom Jahre 1708. ist eine dergleichen Begebenheit, die wir ihrer ungemeinen Seltenheit halber keineswegs umgehen können. Im Jahre 1707, kam in dem **santorinischen** Meerbusen, der schon vorhin durch Erzeugung vieler kleiner Inseln berühmt war, von neuem eine solche Insel zum Vorscheine. Einige Seeleute entdeckten bey früher Tagszeit die Spitzen dieser Insel, die sie aber, weil sie noch nicht recht sehen konnten, für Ueberbleibsel eines Schiffbruches hielten. In Hoffnung einer Beute fuhren sie hinzu, sahen diese wunderbare Geburt, und kehrten nach **Santorin** zurück, wo sie die Einwohner durch ihre Erzählung nicht wenig erschreckten, weil diese sehr gut

wußten

wußten, daß sich noch keine neue Insel ohne der größten Gefahr für sie hatte sehen lassen. Nach ein paar Tagen waren einige Santoriner so kühn diese Spitzen selbst zu untersuchen. Sie stiegen auf diesem neuen Erdreiche aus, fanden es durchgehends weich wie einen Teig, ganz weiß, und dick, daß es sich wie Brod schneiden ließ. An den Klippen trafen sie auch frische Austern hangend an, welches um Santorin was ganz seltenes ist. Aber das Erdbeben, das sie unter ihren Füssen verspürten, nöthigte sie alsogleich fortzueilen, und weiter zu segeln. Gleich darauf erhob sich auch die Insel in der That 20 Fuß hoch, und ward zusehends breiter fast um die Helfte, und so fuhr sie fort, täglich mehr anzuwachsen. Zuweilen erniedrigte sie sich auf einer Seite, und erhob sich auf der andern. Felsen, die vor andern merklich hervorragten, verschwanden oft im Augenblicke wieder, und das Meer veränderte diese Zeit über sehr oft die Farbe; erstlich war es hellgrün, dann röthlicht, endlich bleichgelb, und es gab immer einen abscheulichen Geruch von sich. Nach ein paar Monathen kamen in einer mäßigen Entfernung von dieser Insel schwarze Felsen in einer langen Reihe an einem Orte hervor, wo man bis dahin

noch auf keinen Grund in dem Meere gelangen konnte. Diese Felsen wurden nachgehends der Mittelpunct der neuen Insel. Auf einmal öffneten sich alle Spitzen, und Felsen, und gaben Rauch und Donner und Flammen von sich, daß alle umliegenden Inseln bebeten. Hätte den Santorinern das Schrecken erlaubt an eine Belustigung zu denken, so würden sie ein wahres Vergnügen darüber empfunden haben, da sich auf der neuen Insel ein ordentliches Feuerwerk zeigte, das bey der Nacht wegen den mancherley Farben nicht wenig schön und lebhaft anzusehen war. Oft erschienen ganze Feuergarben, welche wie Leuchtkugeln stiegen, zersprangen, und wie lauter Sterne herabregneten. Ganze Feuersäulen fuhren wie Raketen empor. Zuweilen ertönte es, als wenn auf einmal viele Felsen in den tiefsten Abgrund stürzten, und der Rauch war immerzu ganz feurig, so daß man ihn im Finstern bey einer Windstille bis nach **Candia** und **Naxus** sehen konnte. Das Meer kochte den ganzen Lärmen durch beständig, und warf eine Menge todter Fische aus. Dieses Getöse dauerte neun Monathe unter eben nicht sanften Stößen. Das letzte und fürchterlichste war ein Schlag von einer solchen Stärke, daß auf Santorin

Alles

Alles den Kirchen zulief. Der ganze Fels daselbst, worauf die Festung Skaro steht, ward darüber bewegt, und alle Thore mit Gewalt eröffnet. Endlich wurde alles ruhig, nachdem die Natur ihre Geburt an das Licht gebracht hatte. Das neue Eyland befestigte sich, und es ist jetzt von einem ziemlichen Umfange.

Eine Menge ähnlicher Geschichte könnten wir noch anführen die Gewalt des Feuers unter der Erde zu beweisen, das da aus dem nassen Abgrunde des Meeres ganze Gebirge und Inseln hervorzustossen im Stande ist. Was kann also nicht bey solchen Umständen ein Erdbeben auf dem Lande schaden? Nur selten entrinnt der arme Mensch diesem unverhofften, und schnellen Umsturze einer Stadt, oder Gegend.

Als einige, doch nicht allzeit richtig eintreffende Vorbothen können wir inzwischen ansehen: erstlich, eine lang anhaltende große Windstille bey warmen oft neblichten Wetter; zweytens, eine außerordentliche Veränderung des Thermometers, oder Barometers; drittens, einen starken ungewöhnlichen Ab- oder Zufluß des Wassers in Brünnen, Flüssen, und Seen;

viertens endlich, die Ankunft verschiedener sonst nicht leicht sichtbarer Thiere aus der Erde, und aus den Wassern, die der unterirdischen Hitze, und den übeln Geruch entfliehen wollen. Man hat daher manchmal ohne zu wissen, warum, in tiefen Seen, aus dem Grunde herauf Fische kommen gesehen, die man vorhin niemal gekannt, und nicht geglaubt hätte, daß solche wunderliche, und oft entsetzlich grosse Abentheuer in solchen Orten befindlich seyn sollten. Die Nachrichten haben aber alsdann jederzeit gelehrt, daß irgendwo ein starkes Erdbeben vorgegangen sey. Nähere und meistentheils unmittelbar vor dem Erdbeben hergehende Anzeichen sind: Ein übler schweflichter Geruch, das Aufwallen der Gewässer, ein unterirdisches Murmeln und Getöse.

Was nutzen aber diese nahen Zeichen, damit die Erschütterung so gleich verbunden ist, wenn man nicht mehr entfliehen kann? Allein wir sind in diesem Stücke nicht gar ohne alle Hilfe. In den Ländern wo man dieses Schrecken öfters erfährt, hat man es gelernet niedriger zu bauen. Man hat gesehen, daß die stärksten und festesten Gebäude zuerst der Gefahr ausgesetzt

sind.

sind. Selten werden Häuser beschädigt, die nicht über ein Stockwerk hoch über der Erde stehen; ich sage bedächtlich über der Erde, denn unter der Erde bleiben die tiefsten Keller immer am sichersten. Fängt das Erdbeben schon wirklich an, so suche man, wenn es noch möglich ist, das freye Feld zu gewinnen. Ist dieses umsonst, so flüchte man in tiefe Keller, wobey aber allzeit die Gefahr ist, daß man bey dem Umsturze seines Hauses, so bald und leicht nicht mehr aus dem oben auf befindlichen Schutte herauskömmt. Wenn auch dieses nicht mehr seyn kann, so stelle man sich unter eine gute Thürschwelle. Die Erfahrung hat gezeigt, daß bey vielen gänzlich eingeworfenen Gebäuden nur die von der Mauer allenthalben abgelösten Thürschwellen aufrecht stehen geblieben. Aber alle diese Mittel sind unsicher, und auch diejenigen, welche Plinius im 82sten Kapitel des zweyten Buches beschreibet. Das einzige, was bey einem solchen Schrecken einem Christen übrig bleibt, ist das Gebeth, und die Zuflucht zu GOtt. Dem Allerhöchsten allein ist es leicht und möglich, uns schleunige Hilfe und Rettung zuzusenden.

Mittel zu einer vergnügten Ehe.

Der Patriot war unlängst in einer so angenehmen als klugen Gesellschaft. Es ward die Frage auf die Bahne gebracht, woher doch so viele mißvergnügte Ehen entstünden, und wie dergleichen Mißvergnügen vorzubeugen wäre.

Ein erfahrner und geschickter Mann entdeckte über diesen Punct seine Gesinnung mit einer wahren patriotischen Redlichkeit.

Der Mann, sagte er, soll immer denken, daß dem Adam seine Gattinn nicht aus der Fußsohle, sondern aus der Rippe seines Leibes genommen sey, und deßwegen soll er sie nicht niederträchtig, gleich einer Sklavin halten.

Hingegen soll aber auch die Gattinn immer denken; sie sey aus der Rippe Adams, und nicht aus der Scheitel seines Hauptes gebauet, und soll sich keiner Oberherrschaft anmassen.

O doch! dächten immer die Eheleute so beschei-
den, wie viel weniger würden wir hinfür von mißvergnügten Ehen hören?

Fernere Nachrichten von dem oben gemeldten Erdbeben.

Es kann dem Leser unserer Blätter nicht anders als angenehm seyn, wenn wir ihm fernere Nachrichten von jenem Erdbeben mittheilen, welches zur obigen Abhandlung Anlaß gegeben hat. Wir wollen sie mit den Worten eines Briefes hieher setzen, der uns diese Tage aus dem Kloster Inderstorf zu Handen gekommen ist.

Hochzuehrender Herr Patriot!

Ich schicke hier eine ausführliche, durch vielfältig eingehobene Erfahrungen bestätigte Beschreibung von dem den 4. August Abends 10 Minuten nach 4 Uhr bemerkten Erdstoße, welcher wegen seinen unterschiedlichen Folgen aufgezeichnet werden darf. Im hiesigen Kloster war eine zweyfache gegen 10 Secunden dauernde

dauernde Erderschütterung, so heftig, daß ein großer Marmor zersprang, die Brunnquellen einige Stunden zurück blieben, und die zum morgigen GOttesdienste bestimmten musikalischen Instrumente ihren natürlichen Ton verloren, ja schon jeder wegen des entsetzlichen Getöses glaubte, sein Grab unter dem Schutte zu finden. In 3 Hofmarchen wurde zwar nur ein, aber so gewaltiger Stoß verspüret, daß bey einigen Einwohneren die Tische und Bänke bewegt, die Küche, und Kellergeschürre wohl merklich gerührt, nnd die offene Fenster mit Gewalt zugestossen wurden; sogar die Schnitter auf dem Felde, welche eben zum Abendbrode ganz ruhig sassen, hob das Beben empor, und warf selbe unter sich. Unsere Wohnung ward so stark erschüttert, daß die in einem gläsernen Kasten verwahrten Tischzeug-Schallen, Thee, Caffee, dann andere theils gläserne theils porcellannene Trinkgeschürre einen dem Glockenspiele ähnlichen Ton hören liessen. 3 Handwerker in zerschiedenen Orten liefen für Schrecken aus ihren Häusern; denn selbe zitterten solchergestalten, daß bey einem der Arbeitszeug von der Werkstatt fiel, bey dem anderen das Wasser aus dem im Zimmer gestandenen Schäffl heraus schwankte, und bey dem

Drit-

Dritten (er war ein Schlosser) der schwere Ambos sichtbarliche Bewegung machte. In einem ohnweit entlegenen Schloße spielte man, und die Marken hüpften auf dem Tische so verwunderlich durcheinander, daß die Spielenden gleich das Lusthaus verließen. In dem bekannten Kloster Taxa tönten die Glocken, die Bücher der Bibliotheck fielen aus ihren Stellen, und alle leichte Geschürre stürzten zusammen, die Ordensgeistlichen aber ergriffen für Forcht die Flucht. Ohngeachtet der damaligen Windstille fielen die in sogenannte Mändl aufgestellte Garben zu Boden, und die hier vorbeylaufend 2 kleinen Flüsse warfen die größten Fluthen, und Fische von sich. Die Blumentöpfe in den Gärten stürzten zusammen, und die Springbrünnen trieben das Wasser über ihren ordentlichen Lauf höher. Eine schon im 11ten Monathe schwangere, und bereits etlich Tage in schweresten Kindesnöthen darnieder liegende Bäurinn gebahr unter dem Erdbeben ohne Schmerzen. Bey einem Wirth zersprangen 2 Fäßer weißen Biers, und ein Weber von 30 Jahren, der zur Arbeit saß, und diese Erschütterung nicht bemerkte, fühlte in seinem Munde einen solchen Stoß, daß er glaubte, alle seine wohlgesetzten Zähne auf einmal ver-

verloren zu haben. Andere, sonderlich stehend- oder fahrende Personen, die diese Bewegung nicht achteten, überfiel eine fast sterblich- aber sehr kurze Bewegungs-Ohnmacht, also zwar, daß viele darnieder sanken. An dem hiesigen Magneten hat man beobachtet, daß selber sein gewöhnliches Gewicht von 12. Pfunden entlassen, und die Parometer auf den höchsten Grad gestiegen, auch die zur Electricität dienliche Glocken einige Zeit noch nach dem Erdbeben in Bewegung gestanden. An einigen Orten hörte man ein unbeschreibliches Brausen, wobey Feuer zum Vorscheine kam. Die Wälder weisen viele abgesprengte Bäume, doch sind nirgends einige Häuser außerordentlich beschädigt worden. Das Wunderlichste ist, daß man diese Erschütterung nicht an allen Orten, auch nicht überall gleich, ja sogar, wer unter einem Dach wohnte, stärker, leichter, oder gar nicht bemerkte. So viel zur sicheren Nachricht. Sie können diese in die öffentlichen Blätter einrücken lassen. Ich bin übrigens mit aller Hochachtung.

Die

Die Wespen und die Bienen.

I Fabel.

Ein Schwarm Wespen saß in einem Mayerhofe, und nährte sich auf dem Aase eines Pferdes.

Ein Schwarm Bienen flog vorbey, und ließ sich auf der nahen Flur nieder.

Ein aufmerksamer Philosoph sah beyde mit betrachtendem Auge an, und dachte sich: — Welch ein Unterschied! — Jene Thierchen nähren sich mit Kothe; diese mit gewählltem Safte der Blumen! —

II Fabel.

Ein vorüber gehender Staatist sah eben dieß, und dachte sich: — Welch ein Unterschied! — Jene Thierchen zehren nur, und schaden! — Diese zehren zwar auch; sie nähren aber auch und nutzen.

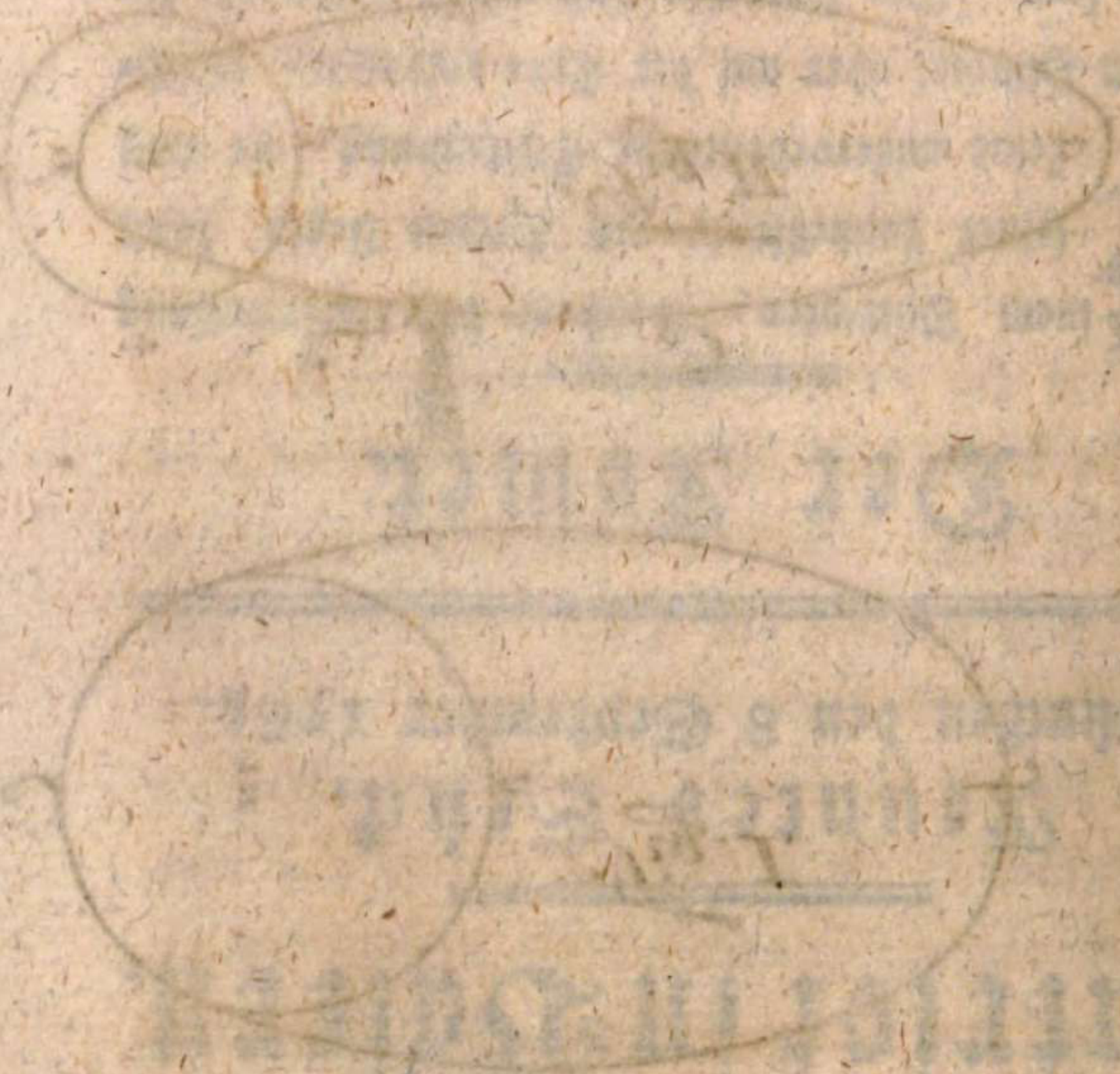
III Fabel.

Bald darauf kam der Hausvater, und warf das Aas sammt dem Wespenschwarme aus dem Mayrhofe; die Bienen aber lockte er in die Körbe zurücke, die sie schon lange in seinem Hause inne hatten.

Der Hausvater hat klug gehandelt, sagte der Philosoph.

Dieß habe ich vorgesehen, sagte der Staatist.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz, in dem so genannten Wasserburgerladen ausgegeben.



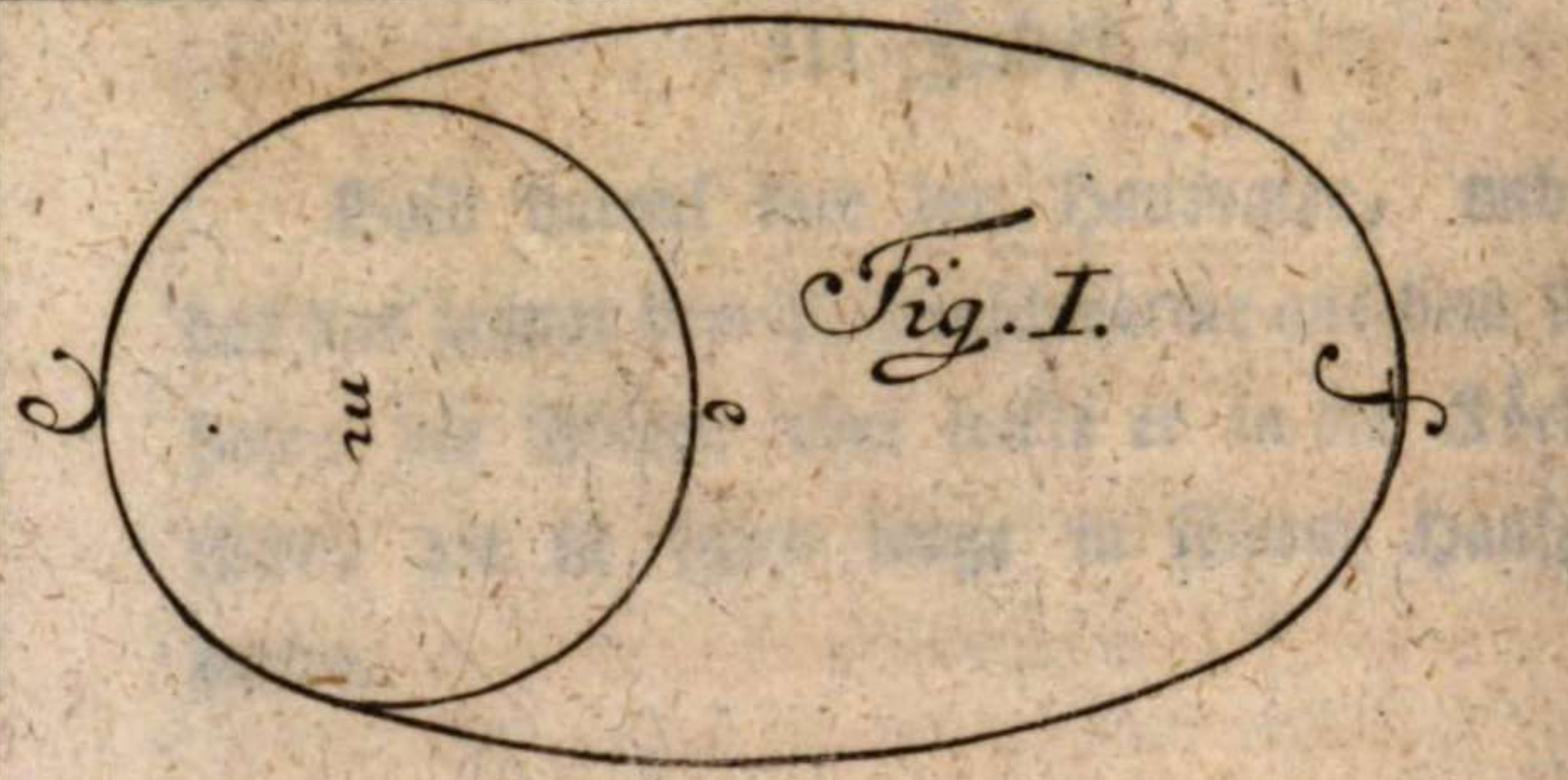


Fig. I.
a
e
s
u

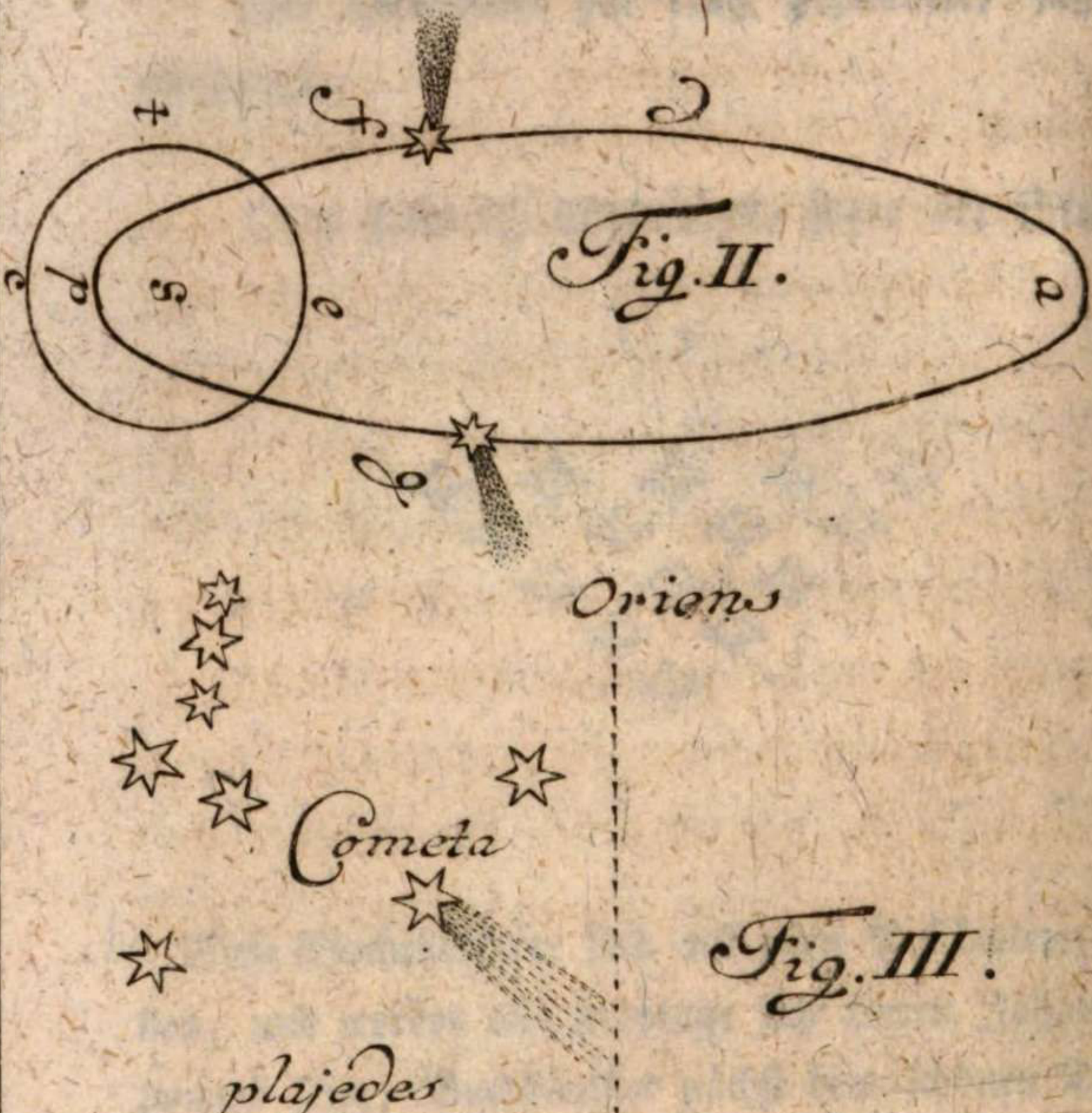


Fig. II.
a
e
p
s
q
Fig. III.
Orions
Cometa
plajedes
Occidens

Der Patriot in Baiern.

Neuntes Stück.

München den 8 September 1769.

Der Komet.

Einem Patrioten, welchem die Unterweisung seiner Landesleute am Herzen liegt, kann keine ausererdentliche Erscheinung, sie mag sich im Himmel oder auf der Erde zutragen, gleichgültig seyn. Die Kometen sind gewiß unter die besondern Erscheinungen des Himmels zu zählen: und darum ergreife ich mit Freuden die Gelegenheit des wirklich auf unserm Horizonte scheinenden Kometens, meinen Lesern einen nach den Gränzen meines Raums zwar kurzen, doch, wie ich hoffe, hinlänglichen Begriff von den Kometen vorzulegen. Denn obschon die Vorbedeutungen der Kometen, ihr Einfluß in die menschlichen Handlungen und dergleichen bey unsern aufgeklärten Zeiten von allen in der Stern-

sehekunst erfahrnen Naturforschern unter die astrologischen Träume billig gerechnet werden: so könnte doch bey einigen, welche in der Astronomie keine sonderliche Einsicht haben, mancher Zweifel von den Eigenschaften und Bedeutungen der Kometen theils aus Unwissenheit, theils aus den von Kindheit eingezogenen Vorurtheilen entstehen. Aller Nebel muß aber nothwendiger Weise vor den Augen verschwinden, sobald man eingesehen hat, daß die Kometen kugelförmige, und von GOtt zu allem Anfange mit den übrigen Körpern erschaffene Planeten sind, welche, wie die andern Planeten von der Sonne erleuchtet werden, und eine bestimmte Straße durch den Himmel halten.

Die alten Weltweisen waren in Bestimmung der Natur der Kometen untereinander nicht wenig getheilt. Einige davon setzten sie unter die Irrsterne: andere sahen sie als Wunderzeichen an: die meisten aber hielten sie für Lufterscheinungen, welche aus allerhand Ausdünstungen unserer Erdkugel zusammen gesetzet werden, in unserm Luftkreise auf eine Zeit lang schweben, und sobald ihre brennende Materie verzehret ist, wieder verschwinden.

Aber die mit großem Fleiße angestellten und vielmals wiederholten sehr genauen Beobachtungen der neuern Sternseher haben zur Genüge erwiesen, daß die Kometen, wie gesagt, wahre Planeten sind: indem sie alle Haupteigenschaften dieser Himmelskörper an sich haben: und folglich unmöglich aus Erdedünstungen entstehen können. Denn 1) nehmen sie ihren Lauf mit den übrigen Himmelskörpern um die Sonne: da sich die Lufterscheinungen nur in einer Gegend unserer Kugel aufhalten können. 2) Man hat den Lauf verschiedener Kometen wirklich ausgerechnet, welche in einer bestimmten Zeit wieder erschienen sind. 3) Sie schwingen sich höher, als sich unser Luftkreis erstrecket; indem sie weit über die Bahne des Mondes auslaufen: denn sie sind oftmals wirklich so hoch, daß uns ihre Baralax verschwindet; das ist, sie stehen so weit von der Erde ab, daß sie, wenn sie in weit von einander entlegenen Orten zugleich betrachtet werden, die nämliche Weite von einem Fixsterne, bey welchem sie zu stehen scheinen, behalten. Diese Sache, welche die größte Schwierigkeit bey den Kometen auflöset, wird durch ein Exempel klar. Der Komet, wel-

chen Tycho Brahe zu Uranienburg beobachtet hat, ist zu gleicher Zeit vom Hagecius zu Prag in Böhmen gesehen worden. Diese zwey Oerter, welche fast unter der nämlichen Meridianlinie liegen, sind um sechs Grade der Breite von einander entfernet: und doch haben beyde Beobachter den Kometen in der nämlichen Entfernung von dem Sterne, welchen man Vultur heisset, angetroffen. Welches unmöglich hätte seyn können, wenn der Komet nicht weiter als der Mond von unsrer Erde entfernet gewesen wäre, wie ein jeder, der nur die ersten Grundsätze der Sehekunst innen hat, einsehen muß. Wir wollen uns also mit der Beweisung, daß die Kometen keine Lufterscheinungen, sondern wirkliche Himmelskörper sind, als einer durchgängig ausgemachten Sache nicht länger aufhalten, sondern uns vielmehr zu den Eigenschaften der Kometen wenden.

Die Kometen weichen von unsren übrigen Planeten hauptsächlich darinn ab, daß sie ihren Lauf um die Sonne in verschiednen Directionen nehmen; da einige davon den nämlichen Weg mit unsern Planeten halten, andere just in einer dieser entgegen gesetzten Straße auslaufen. Ihre Bewegung wird auch

nicht

nicht in dem Thierkreise eingeschränket, wie bey den andern Planeten: sondern ihre Kreise lassen allerhand Inclinationen gegen die Ecliptick zu.

Um mich verständig zu machen, muß ich hier erinnern, daß alle Planeten eine excentrische Bewegung um die Sonne haben: das ist, ihre Bewegung geschieht nicht in einem Zirkel als in a b Fig. I. sondern in einer Ellypsis oder eyförmigen Figur d f; so daß die Sonne in dem einen Foco der Ellypsis als in M zu stehen kömmt. Die Excentricität der Bahne einiger Kometen ist so außerordentlich groß, daß sie den größten Theil ihres Laufs fast in geraden Linien zu vollbringen scheinen. Je mehr sich nun ein solcher Komet der Sonne nähert, desto geschwinder muß seine Bewegung werden; denn die Sternseher haben ausgerechnet, daß die Kometen um ihren Mittelpunct nämlich um die Sonne gleiche Areas in gleichen Zeiten, wie die andern Planeten beschreiben. Daher kömmt es, daß ihre Bewegung sehr merklich geschwinder geschieht in ihrem Perihelion, das ist, wenn sie am nächsten an der Sonne sind, als in ihrem Aphelion, das ist, in ihrer größten Entfernung von der Sonne. Weil die Haupteigenschaften der Kometen auf diese Lehre ge-

gründet sind: so scheinet es der Mühe werth zu seyn, sie durch ein Exempel zu erläutern. In Fig. II. soll der Ort der Sonne, a p d g die ellyptische Bahne eines Komets, und t c e der Kreis unserer Erde vorstellen. Wenn wir die Halbachse der Bahne des Komets S A 100mal größer als die Halbachse der Bahne unserer Erde S E setzen (diese Verhältniß ist bey vielen Kometen noch zu klein) so könnte ein solcher Komet seinen Lauf um die Sonne in nicht weniger, denn in 1000 Jahren vollbringen; denn die Quadraturn der periodischen Zeiten der Erde und des Komets müssen sich verhalten wie die Cubi ihrer Hauptentfernungen von der Sonne, wie uns die Sternsehekunst lehret, welches wir hier eher glauben, als weitläuftig erweisen wollen. Aber ohne uns in die tiefen Ausrechnungen der Astronomie einzulassen, sieht man aus der Figur ganz deutlich, daß der Komet nur in den Theilen seines Laufes uns sichtbar werden kann, in welchen er näher an die Sonne und folglich auch an unsere Erde kömmt, als z. E. in F, und daß, nachdem er sein Perihelium paßieret hat, er stäts weiter von der Sonne und zugleich von der Erde abweichet, bis er ungefähr im G gänzlich verschwindet. Da nun die Entfer-

nung

nung des Perihelions S B der Kometen klein ist v. g. nur eins, die Entfernung des Aphelions S A aber groß v. g. 100 oder 1000 bey den Kometen befindet, so sieht man die Ursache, warum die Kometen sich nur eine kurze Zeit bey uns aufhalten, und warum es so lang hergeht, bis sie uns wieder heimsuchen.

Der scharfsinnige und zugleich arbeitsame D. Halley hat gewisse Tabellen erfunden, ausgerechnet, und verfertiget, durch welche, wenn ein neuer Komet erscheint, man schließen kann, ob er unter die Kometen zu rechnen sey, welche schon wirklich erschienen sind, oder nicht. Durch eben diese Tabellen kann die Zeit seines Umlaufes fest gesetzet, die Achse seines Kreises bestimmet, und seine Wiederkunft vorgesagt werden. Durch Hilfe dieser Tabellen, und verschiednen Beobachtungen anderer Sternseher kann man sehr wahrscheinlich schließen, daß der Komet, welcher im Jahre 1682. erschienen ist, der nämliche gewesen sey, welcher im Jahre 1607 und 1531 (im Jahre 1758. hat man ihn erwartet, aber vergebens) und im Jahre 1909 zu erwarten ist, allzeit noch einem Periodo von ungefähr 151 Jahren. Der große Komet, welcher im Jahre 1680 eine so geraume Zeit bey uns schimmerte

ist zuvor im Jahre 1106, 531, und schon 40 Jahre vor Christi Geburt beobachtet worden, so, daß die Zeit seines periodischen Laufes sich fast auf 575 Jahre erstrecket, und folglich nicht eher als im Jahre 2255 wieder zu erwarten ist.

Seit dem vierzehnten Jahrhunderte sind beynahe dreyßig Kometen von den Astronomen gesehen, und ihre Laufbahne ausgerechnet worden; aber nicht zwo Erscheinungen derselben können mit Rechte dem nämlichen Kometen zugeeignet werden: die zween oben angeführtenaus genommen. Die Ursachen davon sind leicht zu errathen, niemal ist ihre Excentricität, wie wir oben gesehen oft so beträchtlich, daß sie eine sehr lange Zeit erfordern, bis sie zu ihrem Perihelion wieder zurück kehren. Zweytens kann die Zeit ihrer Erscheinung so zutreffen, daß sie nur bey Tage über unserm Horizont zu stehen kommen, und folglich uns unsichtbar bleiben. Die Hauptursache aber der Ungewißheit besteht darinn, daß man die Lehre der Kometen noch in keine richtige Ordnung gebracht hat. Und kein Wunder: Man hat viel zu spät angefangen, sie nach der mathematischen Schärfe, welches doch erfordert wird, zu behandeln. Fährt man aber fort, wie man ungefähr hun-

hundert Jahre her gethan hat: so darf man hoffen, daß der Lauf und alle Eigenschaften der Kometen eben so richtig hergestellet werden, als die Erscheinungen der übrigen Himmelskörper.

Die ungleich scheinende Geschwindigkeit der Kometen ist oft der Bewegung unserer Erde zuzuschreiben. Zum Exempel die Kometen, welche sich nach der Ordnung der Zeichen des Zodiacks bewegen, laufen sehr merklich langsamer, wenn die Erde zu der Zeit sich zwischen ihnen und der Sonne aufhält: und sie bewegen sich ungleich geschwinder, wenn sich die Erde in der gegengesetzten Seite des Himmels befindet. Das Widerspiel beobachtet man in den Kometen, welche ihren Lauf dem Zeichen des Thierkreises entgegen stellen. Dieses ist den Lehrsätzen der Astronomie ganz gemäß: denn in dem ersten Falle nimmt die Bewegung der Erde von der Geschwindigkeit des Komets was ab: in dem zweyten Falle aber leget sie der Geschwindigkeit des Komets was zu.

Viele Kometen bleiben in ihrem Zutritte gegen die Sonne unsichtbar: sobald sie aber von der Sonne abweichen: so erscheinen sie mit einem langen leuchtenden Striche, welcher, weil er allezeit der Sonne ge-

rade entgegen steht, folglich hinter dem Kometen, der Schweif des Komets genannt wird. Wenn der Komet der Sonne vorgeht, so scheint auch dieser schimmerende Strich von dem Kometen her, und alsdann nennt man ihn den Bart des Komets. Einige Kometen werden sichtbar, ehe sie die Sonne vorbeygehen, und fangen an einen Schweif von sich zu werfen. Dieser ist anfangs dünne und kurz, indem er sich kaum 10 oder 15 Grade in der Länge erstrecket: er wachset aber in der Länge sowohl als in der Breite, je näher sein Komet an die Sonne kömmt. Wenn der Komet der Sonne ganz nahe vorbeygeht, so wirft er ringweise Stralen von sich aus, welche man die Haare des Komets zu nennen pflegt. Diese Haare aber gehen bald wieder in einen langen Strich oder Schweif aus, welcher 60 und zuweilen mehr Grade des Himmels einnimmt. Dieser Schweif nimmt in Verhältniß, als der Komet nach und nach weiter von der Sonne abweichet in Länge sowohl als am Glanze allmählich ab, bis er sich unserm Auge gänzlich entziehet. Es ist aber wohl zu merken, daß der Schweif eines Komets allezeit länger und breiter gesehen wird in seinem Abtritte von der Sonne, als in der nämlichen Entfernung, da der Komet sich der Sonne nähert. Um

Um die Schweife der Kometen zu erklären haben einige Naturforscher dafür gehalten, daß die Körper der Kometen selbst durchsichtig, und daß ihre Schweife nichts als durchgelassene Sonnenstralen wären. Die Meynung aber ist aller Wahrscheinlichkeit beraubet: denn viele andern Eigenschaften der Natur zu geschweigen, auf was Weise könnten sie uns in einer so erstaunten Entfernung sichtbar seyn, wenn ihre Körper durchsichtig wären? Andere schreiben sie der Refraction des Lichts zu: aber wenn sich dieses bey den Kometen zutrüge, so müßten alle Planeten, ja die Fichsterne selbst Schweife hinter sich werfen: denn die Refraction der Lichtstralen müßte in allen diesen Körpern die nämliche Wirkung hervorbringen. Käpler eignet diese Schweife den Sonnenstralen zu, indem sie die Particulen der Atmosphär des Komets von sich in die der Sonne entgegen stehenden Theilen des Himmels stossen. Allein weil keine Spur einer solchen Erscheinung sonst in der Natur vorkömmt: so muß man diese Meinung als eine willkührige Hypothese ansehen, und verwerfen.

Newton hält dafür, daß der große Glanz und Länge des Schweifs von der Hitze, welche die Son-

ne dem Kometen in seinem Durchlaufe mittheilt, entstehe. Denn, sagt er, gleichwie das Aufsteigen des Rauchs in einem Schornsteine dem Stosse der Luft, mit welcher er verwickelt ist, zuzuschreiben ist: so kann der Schweif eines Komets von seiner Atmosphære in den der Sonne entgegen stehenden Gegenden verursachet werden; da diese Atmosphære durch die subtile Luft um den Komet erhalten, und von seiner gewaltigen Hitze sehr stark verdünnet, und dadurch geschickt wird, uns in die Augen zu fallen. M. Rowing, welcher mit dieser Auslegung des Newtons nicht zu frieden ist, bemühet sich den Schweif der Kometen auf folgende sehr wahrscheinliche Weise zu erörtern. Es ist eine bekannte Erscheinung der Natur, daß das Licht der Sonne, wenn es durch die Atmosphære eines finstern Körpers als der Erde gehet, durch die Refraction, oder Brechung der Stralen, in die entgegen gesetzte Seite sich neigen muß. Da nun dieses auf beyden Seiten geschieht: so convergiren, oder stossen die Stralen in einem Raume zusammen, und gestalten auf solche Weise der Schweif, Bart oder Haare des Komets.

Die

Die Wahrheit zu gestehen, man findet in diesen und allen andern Auslegungen von dieser Materie nicht geringe Schwierigkeiten. Dessen aber ungeachtet ist es gewiß, daß der Schweif eines Komets von seiner eignen Atmosphære und von dem Licht der Sonne herzuleiten sey. Denn diese sind hinreichende Ursachen: aber die Weise, wie diese Ursachen in einander wirken, auf eine schließende Art zu bestimmen, wäre zu viel gewagt. Indem wir in diesen so weit von uns entfernten Körpern unmöglich solche Versuche anstellen können, welche uns allen Zweifel zu benehmen im Stande wären.

Der Komet, welcher sich schon einige Zeit her in unserer Himmelsgegend sehen läßt, ist, so viel als man abnehmen kann, von der mitteln Gattung. Denn in seiner jetzigen sehr großen Entfernung gleicht er einem Sterne von der zweyten Größe. Sein Körper ist gar nicht hellglänzend, sondern von einer bleichweißlichten Farbe, welche, wie gewöhnlich, durch Ferngläser schwächer wird. Man hat an ihm weder durch die großen newtonianischen und gregorianischen Tubos, noch durch die den Gegenstand sehr vergrößerenden Perspectiven einen Kern oder Nucleum,

cleum, wie sonst an den Kometen, wahrnehmen können; Zweifels ohne, wegen seiner so beträchtlichen Entfernung von unserm Auge. Fig. III.

Der Schweif dieses Komets strecket sich fast auf 26 Grade gegen Südwest aus, und divergirt, oder geht gegen das Ende auseinander. Das Licht davon ist bleich, und so dünne, daß die Sterne ganz deutlich durchschimmern. Als er den 3 August bey unserer Akademie der Wissenschaften observirt wurde; stund er in dem Zeichen des Stiers unweit der 7 Gestirne oder so genannten Plejaden. Folglich nimmt er seinen Weg durch den Himmel von dem Zeichen des Widders, in welchem ihn die pariser Astronomen schon von einiger Zeit beobachtet haben, gegen den Orion, in welchem er am 3 dieses bey uns gesehen worden. Er ist von 11 Uhr Abends an bis Frühe des andern Tags sichtbar: und da sein Schweif zuzunehmen scheinet; so nähert er sich dem Perihelion, das ist der Sonne und unserer Erde.

Mehr kann man nicht von diesem Kometen mit Gewißheit setzen; bis die Sternseher mit Zuziehung der astronomischen Rechnungen und Gebräuche der ma-

mathematischen Instrumenten seinen ganzen Lauf und übrige Erscheinungen werden genau beobachtet haben. Indessen sind wir gewiß, daß weder dieser noch sonst ein Komet zukünftige Dinge vorsagen, oder bedeuten könne. Indem die Kometen fast allezeit in allen Theilen unserer Weltkugel zu gleicher Zeit gesehen werden; da doch der böse oder gute Zufall, welchen der Komet soll vorgesagt haben, nur einem Volke, oder einer Provinz zu theile wird. Wie ungereimt wäre nicht dieser Schluß: ein Komet erscheint in dem Himmel: er wird in Asien, Africa, America und Europa von allen Einwohnern gesehen: einige Zeit darauf stirbt ein König in Africa; in America hat man ein gesegnetes Jahr; in Asien ist die Pest entstanden; und in Europa ist ein blutiger Krieg ausgebrochen, und dieses alles, weil der Komet im Himmel erschienen ist. Oder den Komet hat man nur in Europa wahrgenommen: in dem Verlaufe dieses Jahrs werden sich unfehlbar verschiedne sowohl gute als schlimme Vorfallenheiten in diesem Welttheile ereignen. Nun müßten alle diese auch sich widersprechende Fälle einer und der nämlichen Ursache zugeschrieben werden, welches einem

jeden,

jeden, so nach der gesunden Vernunft zu denken gewohnet ist, abgeschmackt und lächerlich vorkommen muß.

Die Kometen sind also herrliche und prächtige Himmelskörper, welche der Schöpfer zu wichtigen, obschon uns unbekannten Endzwecken zu erschaffen, und nur zu gewißen Zeiten uns zu zeigen beliebet hat, damit wir ihn in diesen und allen seinen Werken hier und dort stäts loben, und preisen sollen.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Der Patriot in Baiern.

Zehntes Stück.

München den 15 September, 1769.

Helden und Dichter.

Des Lorbers heilge Zierde schmückt
Nur Helden, und Poeten:
Weil die der Himmel seltner schickt,
Als wir geglaubet hätten.

Zwar sieht man oft den Siegeskranz
Um feige Scheiteln hangen,
Und Schwätzer in geborgtem Glanz
Mit Marons Ruhme prangen.

Der Pöbel mißt das Aeußre nur
Nach seiner falschen Wage,
Verkennt des Werthes innre Spur,
Und urtheilt nach der Sage.

Er setzet dem Domitian
Wie dem Augustus Säulen,
Und lobt des kriechenden Neran
Vom Reim geschaffne Zeilen.

Weit anders, als der Haufen, schließt
Ein unbefangner Richter,
Dem Nichts so schwer zu finden ist,
Als wahrer Held, und Dichter.

Er stürzet mit gerechtem Arm
Die Bilder von Tyrannen
Und sucht der Stümper heischern Schwarm
Vom Pindus zu verbannen.

Der Held, der nur gezwungen kriegt,
Und menschlich überwindet,
Dem nicht der Hochmuth, wenn er siegt,
Die wilde Brust entzündet.

Der Dichter, dessen reines Lied
Nach Hallers Größe ringet,
Der für den Ruhm der Tugend glüht,
Nicht um Besoldung singet.

Nur diese sind der Erde Zier,
Nur diese sind zu krönen.
Auf Völker! sagt, wie viel könnt ihr
Des Lorbers würdig nennen?

Von den Herkulanischen Entdeckungen.

Unsre Leser werden sich ungezweifelt erfreuen, wenn sie hier einige richtige Nachrichten von denjenigen schönen Alterthümern finden, die man in der alten römischen, und vom Vesuvius verschütteten Stadt **Herkulanum** theils schon ausgegraben, theis aber noch täglich ausgräbt, und entdecket.

Ich weis nicht, was ich immer für ein Vergnügen fühle, wenn ich etwas sehe, das der Fleiß der Erdebewohner vor einigen Jahrhunderten hervorgebracht hat? Ich setze mich dann in die Zeiten zurück, und glaube mitten unter den Alten zu wandeln. Denn es ist einmal gewiß, daß nichts angenehmer, nichts reitzender für den Neugierigen seyn kann, als wenn

man ihm tausend Sachen vorlegt, daraus er den Verstand der Menschen vor schon so vielen Jahrhunderten bewundern, und manche Zweifel in der Geschichte, in den Schriften der Alten, und in ihren Sitten und Gebräuchen mit einemmale heben kann.

Hr. **Winkelmann**, dieser groſse Kenner der Alterthümer, der Hr. Cardinal und Bischof **Quirini**, und noch viele andere haben uns in ihren schönen Schriften von diesen herkulanischen Entdeckungen genaue Nachrichten gegeben, uns, die wir nicht selbst, wie sie, das Glück hatten, eine ganze alte römische Stadt gleichsam aufs neue an das Licht gebracht zu sehen.

Herkulanum, eine Stadt nicht weit vom Vesuv im Neapolitanischen, auf dem nämlichen Platze, wo jetzt Resina und Portici stehen, ist nach der meisten Meynung, und nach dem Berichte des Plinius unter der Regierung des Kaisers Titus zu grunde gegangen. Diese Stadt, die eben nicht klein war, stund auf einer Erdzunge, wenn wir dem Strabo folgen. Petronius nennt sie Herculis Porticum. Daher kömmt der heutige Name des einen, von den

zweyen

zweyen auf diesem verfallenen Orte gebaueten Städtchen, nämlich Portici. Das andere Städtchen Resina, hat glaublich seinen Namen von der Villa retina, deren Plinius in seinem Briefe von dem Brande des Vesuvius gedenkt. Es kann wohl seyn, daß die verschiedenen Namen, die man seit einer Zeit dem Herkulanum gegeben, von den 30 Oertern, oder Dörfern herkommen, die zugleich mit dieser Stadt nach dem Berichte des Recupitus, von den Ausbrüchen des Vesuvs verschüttet worden. Sieben Meilen von unsrer Stadt, und zwölf Meilen von Neapel lag Pompeji, welche Stadt schon unter dem Nero von einem Erdbeben zu Grunde gerichtet worden. Pompeji und Stabia, das heute Gragnano heißt, giengen, wie Dio Cassius will, eben zur Zeit zu Grunde, als das Volk im Theater bey einem Schauspiele war. Diesen Bericht zogen Viele auf unser Herkulanum. Allein in dem ganzen herkulanischen Theater fand man auch nicht ein einziges Gerippe eines Menschen, wie zu Stabia.

Die erste neue Entdeckung geschah von ohngefähr. Man baute nahe bey diesem Platze einen Pallast, und

grub einen Brunnen, da man dann durch die Lava einen Fluß, der unser Herkulanum vormals durchströmte, hineinbrach, und festes Erdreich, welches aus der Asche des Vesuvs bestund, und 3 schöne Statuen entdeckte. Diese Statuen wurden insgeheim aus dem Reiche gebracht, und kamen, man weis nicht wie, nach Dresden, wo man sie vor einigen Jahren in dem Hofgarten sehen konnte.

Nach der Hand, als der König von Neapel und Sicilien dieses vernahm, gab er Befehl, ordentlich mit der Nachgrabung und Untersuchung anzufangen. Der Hr. Cardinal Quirini in einem Briefe, an den Herrn Prof. Mathias Geßner in Göttingen schreibt, daß man schon damals gleich so viele Alterthümer fand, daß der größte Monarch der Welt das herrlichste und nie gesehene Museum und Antiquarium damit hätte herstellen können. Es vergieng kein Tag, wo man nicht wenigst eine Statue, einige Geschirre, oder sonst was ausgegraben hätte.

Nachdem man auch die wahre Lage von Pompeji und Stabia gefunden hatte, wurden auch daselbst

die

die Nachgrabungen angefangen und fortgesetzt. Was man gleich im Anfange im Schutte vom Herkulanum fand, waren einige Spuren eines Theaters, und eine Aufschrift mit dem Namen Herculaneum, daher sehr viele wollen, daß man nicht Herculanum, sondern Herculaneum schreiben soll. Bey Stabia und Pompeji gelangte man auf das große Amphitheater, dessen Spitze und Ueberbleibsel zwar beständig noch auf einem Hügel über der Erde sichtbar hervorragten. Zu Pompeji sieht man von den verschütteten Häusern die 4 Hauptmauern jetzt ganz vollkommen, nachdem der Schutt hinweggeräumt ist, und im Herkulanum ist man schon so weit mit dem Graben gekommen, daß man durch die ganze Hauptstraße dieser Stadt mitten hindurch gehen kann. Im Theater dieser letztern Stadt hat man auch wirklich schon die Treppen aus der Arena oder Platea gegen die Scena hin aufgedecket, und bemerkt.

Der häufigen Entdeckungen, die man durch diese Alterthümer auf die Baukunst anwenden kann, nicht zu gedenken, wollen wir uns zu den Seltenheiten wenden, deren man noch immer fast täglich eine größere Anzahl ausgräbt, und findet. Eines der schönsten

Stücke ist die Statue des Proconsuls M. Nonius Balbus, wie er zu Pferde sitzt. Diese Statur ist von einer Art weißem Marmel, die man Milchstein nennt. Der Proconsul ist gepanzert. Ueber seiner linken Schulter hängt das Paludamentum. Das Pferd und der Reuter sind beydes ein vortreffliches Kunststück, und es kömmt dieses zweifelsohne von einem griechischen Meister her. Die Adern, die Muskeln alles läßt sich deutlich sowohl an dem Pferde als auch an dem Proconsul erkennen. In beyden herrscht keine gemeine Lebhaftigkeit und Natur, und der erhabene Geist des römischen Ritters ist ganz ungekünstelt ausgedrückt. Unter andern muntern Einfällen, die der Künstler angebracht, ist dieser einer der schönsten; das Pferd hat ein Ohr stolz empor gestellt, das andere aber kehrt es seinem Reiter zu, als gleichsam zum Zeichen des Gehorsams und der Aufmerksamkeit. Auf dem Fußgestelle ist folgende Aufschrift:

M. NONIO. M. F.
BALBO
P. R. PROC.
HERCULANENSES.
P.

Und dieses ist der zweyte Beweis, daß dieser Ort, die Stadt Herkulanum gewesen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.) Er.

Erklärung der Donnerwetter.

Die schönen Tage werden uns durch die große Hitze, und fürchterlichen Donnerwetter beschwerlich. Eine Erscheinung, wie diese ist, die so oft vorkömmt, verdienet wohl die Aufmerksamkeit der Naturforscher. Aber ehe man noch die elektrische Materie, und ihre Wirkungen recht kannte, wollte es mit Erklärung derselben nicht gehen. Jetzt haben wir aber bessere Mittel an der Hand die wahren Ursachen der Gewitter anzugeben. Ich will es hier versuchen auch Leuten, die keine Philosophen sind, den Ursprung derselben, und die wunderlichen Wirkungen des Donners zu erklären, und ich schmeichle mir, allen dadurch eine wahre Gefälligkeit zu erweisen; denn jeder hat doch Lust, die Ursache eines Dinges zu wissen, das er so oft sehen muß.

Ich nehme zum voraus an, daß es auf unsrer Erde eine elektrische Materie giebt. Ich ver-

stehe dadurch eine Materie, die von unserm Feuer unterschieden ist, ob sie gleich in vielen Eigenschaften mit demselben übereinkömmt. Die eigentlichen Bestandtheile derselben angeben zu wollen, wäre eine vergebliche Mühe, deren ich hier, und so lange überhoben seyn kann, bis Leute von gröſsrer Einsicht, und die mehrere Gelegenheit zu Untersuchungen darüber haben, als ich in meinen jetzigen Umständen, etwas Zuverläſsiges ausfindig machen. Hier habe ich mehr nicht nothwendig, als daß man mir das Daseyn dieser Materie eingestehe. Niemand wird hierinn eine Schwierigkeit finden, der einmal Gelegenheit gehabt hat, einige Versuche mit der elektrischen Maschine zu sehen. Alle Sinne überzeugen uns davon. Im Finstern sieht man sie in Gestalt einer feurigen Quaste aus den Spitzen der Metalle hervorschieſsen, man riecht ihren Gestank, man fühlt sie mit der Hand, man höret sie mit einer Gewalt von einem Körper in den andern übergehen.

Diese Materie findet sich in allen Körpern ein, nur mit dem Unterschiede, daß sie in einigen, ob sie gleich häufig darinn ist, keine Bewegung hat, und nicht fortkommen kann. Man hat dieses durch die Erfah-

rung

rung am Glase, Porcellan, Schwefel, Harz, und an der Luft entdecket. Durch andere aber schießt sie sehr leicht fort, wie durch alle Metalle, Thiere, und flüßige Materien, wenn sie nicht gar zu fett sind.

Jeder Körper faßt nur eine gewiße Menge dieser Materie in sich, und wenn er damit überladen wird, so giebt er sie wieder von sich, wenn es seyn kann, fast wie wir bey der Luft sehen. Man bilde sich zwo Kugeln von gleicher Größe ein, die eine von Gold, und die andere von Holz. In der ersten kann unmöglich so viele Luft seyn, als in der anderen, da jene ungeachtet, daß sie von gleicher Größe sind, doch viel schwerer seyn muß, und folglich auch mehr eigene Materie, und weniger Luft in sich schließt, als diese. Doch aber ist die Luft in der göldenen Kugel im Gleichgewichte mit der Luft der hölzernen. Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit der elektrischen Materie. Sie ist in allen Körpern, doch in einem häufiger als im andern, wenn sie gleich von der nämlichen Größe sind. Haben diese Körper so viel Materie, als sie zu fassen im Stande sind, so saget man, die Materie sey in einem Körper im

Gleich-

Gleichgewichte mit der Materie in dem andern, sollte gleich in einem viermal mehr seyn, als im andern. Sobald aber in einen Körper auf was immer für eine Art mehr Materie gebracht wird, als er haben sollte, so heißt es, dieser Körper ist **positiv elektrisch**, hat er weniger, als er gemeiniglich zu haben pflegt, so saget man: er ist **negativ elektrisch**. Es kömmt also nicht darauf an, ob ein Körper überhaupt mehr, oder weniger elektrische Materie habe, als der andere, sondern ob er mehr, oder weniger hat, als er haben sollte, damit diese in beyden Körpern im Gleichgewichte wäre.

Nun will ich einige elektrische Versuche anführen, die zur Erklärung der Wetter einiges Licht geben. Wenn man die gläserne Kugel der elektrischen Maschine in Bewegung bringt, so sammelt sich die elektrische Materie um die Kugel herum, und macht gleichsam einen Dunstkreis; denn sie kann sich weder durch die Luft bewegen, noch in das Glas eindringen, wie ich oben schon gemeldet. Man kann sich davon überzeugen, wenn man in einer gewissen Entfernung von der Kugel einen metallenen Spitz hält, so wird daran ein

lichtes

lichtes Sternchen erscheinen, welches ein Zeichen ist, daß sich der Spitz wirklich im Umkreise befinde, und die Materie an sich ziehe.

Was man im Kleinen erfährt, das thut auch die Natur im Großen. Eine eiserne Stange, wenn sie in freyer Luft auf Pech ruhet, zeigt auch öfters an der obersten Spitze ein Sternchen. Daraus kann man schließen, daß sie auch in einem elektrischen Dunstkreise seyn müsse, und die Materie an sich ziehe.

Wenn in einem Körper, durch welchen die Materie eine Bewegung hat, die Materie gehäufet wird, so bricht sie aus den Spitzen desselben in Gestalt einer auseinander stehenden Quaste hervor.

Die eiserne Stange unter freyem Himmel hat auch öfters an ihrer Spitze so auseinander schießende Feuerstralen. Man sieht eben dieß Feuer auch bey starken Gewittern an der Spitze der Thürme, und den Dachfähnen.

(Die Fortsetzung folget künftig.)

Schreiben an einen Freund wegen des dieser Tagen bey uns sichtbaren Kometen.

Werther Freund!

Erfahren sie ein Wunder, ja das größte Wunder. — Wir sehen — einen — Kometen. Sie wissen es schon selbst, was wichtiges ein solcher Stern immer bedeute, Hunger, Pest, blutige Kriege, u. s. f. Dießmal zwar kann er uns nichts solches anzeigen, denn unsre Spittalerinnen behaupten, er verkündige den Todfall eines ihrer tyrannischen Vorsteher, nur sind sie noch unschlüßig, ob es der Schaffner, oder die alte mürrische Krankenwärterinn seyn soll. Der Stern kehrt seinen Schweif gerade Sendling zu, was ist nun natürlicher, als daß die Bauern dieses Dorfes Ursache zu zittern, und zu bethen haben? Ja, ja, die Kometen sind fürchterliche Vorbothen künftigen Uebels. Unsre neuen Astronomen mö-

mögen sagen, was sie wollen, ich glaube ihnen kein Wort; Ey, die alten Astrologen, die, so oft sich ein Stern schneutzte, erschracken, diese guten Leute waren auch keine Katzenköpfe. Noch was; meines Nachbars seine zween schlimmen Knaben glauben sicher, diese Erscheinung bedeute die schwere Regierung des sauersichtigen Nachfolgers von dem nicht unlängst verstorbnen Schullehrer zu N. N. — Liebster Freund, ich kann nicht Alles auf einmal schreiben, was hier die erschrocknen Leute über diesen großen Kometen wahrsagen. Ich fahre indessen in meinen Beobachtungen fort, und ich habe wirklich schon entdeckt, daß dieser böse Stern, weil er von Osten her aufgeht, und einen so langen Schweif hat, den türkischen Roßschweif, daß ist, den Untergang der ottomannischen Pforte bedeuten muß. Mit der nächsten Post haben sie meine weitern Entdeckungen zu erwarten. Leben sie wohl, und schreiben sie mir bald ihr Urtheil über diese Erscheinung. In Erwartung, wer von uns beyden zitternden Propheten mehr zu erzählen weis, bin ich, u. s. w.

N. S. Unser Beneficiate von K. weis es gewiß, daß die bekannte Weissagung dießmal eintreffen muß,

muß, jene Weissagung, daß der Türke bis nach dem Lechfelde kommen, und daselbst gänzlich geschlagen werden soll. Vieleicht schätzt er sich gleich jetzt zum erstenmale in seinem ganzen Leben glücklich, daß er ein Geistlicher ist, und nicht in den Krieg ziehen darf.

F. A. G. v. P. L.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz, in dem so genannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Der Patriot in Baiern.

Eilftes Stück.

München den 22 September 1769.

Beschluß der Abhandlung vom Donnerwetter.

So oft an einer Spitze die auseinander schiessenden Feuerstralen erscheinen, so oft ist in dem Körper mehr elektrische Materie, als er haben sollte, sie geht in andere nahe liegende Körper über.

So oft ein Sternchen erscheinet, ist es ein Zeichen, daß der Körper diese Materie zu sich ziehe aus einem andern nahen Körper, der in Ansehung des anziehenden Körper mehr Materie hat, als er haben sollte, und sich wieder in das Gleichgewicht setzen will.

Da nun die eiserne Stange bald oben ein Sternchen, bald Feuerstralen zeigt, so muß sie in Ansehung der herum sich befindenden Wolken, und Dünste bald weniger, bald mehr elektrische Materie haben, als sie haben sollte, das ist, sie muß bald **positiv** bald **negativ** elektrisch seyn. Die Wolken selbst haben also auch bald zu viel, bald zu wenig elektrische Materie in Ansehung anderer Körper.

Aber wie kömmt dann diese Materie in die Luft hinauf? Gar leicht. Die Wolken sind nichts als Dünste, die aus der Erde aufsteigen, und sich sammeln. Und da die Erde selbst aus unterschiedlichen Theilen zusammen gesetzet ist, die ungleich elektrisch sind, so müssen aus solchen Dünsten auch ungleich elektrische Wolken entstehen. Gesetzt aber auch, die Wolken hätten durchaus einen gleichen Grad der Elektricität, so wurde doch bald diese, bald jene positiv, oder negativ elektrisch werden müssen, je nachdem sie über Berge, Thürme, Gewässer ꝛc. zu stehen kommen, die mehr oder weniger von der elektrischen Materie in sich haben.

Hieraus

Hieraus läßt sich erklären, was das **Blitzen**, oder **Wetterleuchten** ist. Wenn zwo Wolken in einer Entfernung stehen, daß sich die elektrischen Dunstkreise derselben erreichen können, und eine positiv, die andere negativ elektrisch ist, so übergeht die elektrische Materie von jener in diese, dadurch entsteht der Blitz, oder man sieht den Weg, den die elektrische Materie durchläuft. Dieß Blitzen hält so lange an, bis die Materie in den beyden Wolken im Gleichgewichte ist. Eben dieses kann auch geschehen, wenn eine Wolke in Ansehung eines nahe liegenden Thurmes positiv, oder negativ elektrisch ist. Darum sieht man gemeiniglich, daß sich die Wetterwolken gegen die Berge ziehen, weil diese erhabener sind, und folglich ihr Dunstkreis näher bey der Wolke ist.

Man kann den Blitz sehr natürlich mit der elektricitätmaschine zeigen, wenn man, wie Herr Hartmann Eyer, oder metallene Kugeln auf Kelchgläser leget, und sie in der Form eines Blitzes stellet. Man sieht alsdann das Feuer in unterschiedlichen Winkeln von einer Kugel in die andere als so vielen Wolken

fahren. Eben so verhält es sich mit dem wahrhaften Blitze. Sind mehr Körper, oder Wolken von einem ungleichen Grade der Elektricität, so fährt die Materie in unterschiedlichen Krümmungen von einer in die andere.

Die elektrische Materie, wenn sie in eine andere Wolke übergeht, nimmt immer den kürzesten Weg, wie diejenigen erfahren, die den elektrischen Stoß aushalten. Ist sie also zuvor in einer Wolke dicht beysammen, und drängt sich mit Gewalt durch die Luft in die andere Wolke, so stößt sie alles auf die Seite, was ihr im Wege steht, sie verkehrt die Wassertropfen in Dünste, und zertheilt mit unglaublicher Geschwindigkeit die Luft. Aus der Naturlehre ist es gewiß, daß dadurch ein Schall, oder Getöse entstehen müsse, eben so, wie wenn man mit einer Pritsche schnalzt. Und das heißt das **Donnern**, das durch die Berge und Thäler sich immer vergrößert, bis es in unsern Ohren ein fürchterliches Gemurmel zuwegen bringt. Es kann auch länger anhalten, wenn mehrere positiv elektrische Wolken nacheinander stehen, und die letzte ihre Materie in einem Berge ausgießt, denn wird sie an die Vorletzte,

diese an die Drittletzte zurücke getrieben werden, und immer wird Blitz auf Blitz, Donner auf Donner folgen.

Mit der Maschine kann man ein ähnliches Experiment anstellen. Man hänge etliche metallene Kugeln in einer gewissen Entfernung von einander an seidenen Fäden auf, und lasse die erste mit dem innern Theile der Verstärkungsflasche communiciren, alsdann berühre man die letzte mit einer Kette, die mit der äußern Oberfläche der Flasche Gemeinschaft hat, so wird man im Kleinen aufeinander folgende Blitze sehen, und Donner hören.

Aber die Donnerkeile, die Wetterstreiche, und Donnersteine wo bleiben diese? Man kann sie wiederum sehr wahrscheinlich aus der Elektricität erklären. Der meiste Theil meiner Leser wird schon Gelegenheit gehabt haben den berühmten Versuch mit der Verstärkungsflasche zu sehen, und wer seinen Vorwitz noch nicht gebüßet, der kann sich bey einem Philosophen melden; er wird ihm gar gerne die Gefälligkeit erweisen, und einen Stoß geben.

Das Einschlagen des Donners ist nichts anders, als das Uebergehen der elektrischen Materie aus einer sehr stark positiv elektrischen Wolke in einen Körper, der in Ansehung der Wolke sehr stark negativ elektrisch ist; oder der Donnerstreich ist von dem elektrischen Schlage nur durch seine Heftigkeit unterschieden. Seine Stärke muß aber auch viel größer seyn, als bey dem leydenschen Versuche; denn je größer die elektrischen Körper, und je größer der Unterschied der positiven, und negativen Elektricität ist, desto stärker wird auch der Stoß. Was sind aber alle unsre Instrumente gegen eine große Wetterwolke gerechnet?

Die elektrische Materie durchläuft in einer Secunde durch einen Eisendrath 500 Schuhe. Hier haben wir die Geschwindigkeit des Donners.

Die Materie fließt aus dem elektrisirten Drathe gar gerne in eine Spitze, die man ihr darbiethet, und der wahre Donner schlägt gerne in spitzige Thürme, und Gebäude, und läuft oft an einem Drathe herunter, wenn er nicht abgebrochen ist, wie es die elektrische Materie thut. Ist der Drath abgebrochen, so

häuft

häuft sich die Materie am Ende, und bricht mit Gewalt heraus, wie aus dem spitzigen Ende einer elektrisirten Stange. Findet er am Ende einen Widerstand, so durchschlägt, und zersprenget er alles, eben wieder wie die elektrische Materie mehrere Kartenblätter durchschlägt, und ein rundes Löchlein hinterläßt.

Die elektrische Materie geht aus einem Körper in den andern durch den kürzesten Weg. Das geschieht auch mit dem Donner. Er schält den Bäumen die Rinde ab, oder zieht den Thieren die Haut weg, wenn ihn der kürzeste Weg durch die Säfte, und feuchtigkeiten trift, die unter der Rinde, oder Haut sind. Hierinn finden wir auch die Ursache, warum oft die Mutter vom Donner getödtet, und das Kind in ihrem Leibe doch nicht verletzt werde. So schmelzt auch das Geld in den Beuteln, ohne daß diese verletzet werden. Ich kann eine Stange halten, wodurch die elektrische Materie geleitet wird, ohne daß ich es empfinde, weil jene den geraden Weg fortläuft. Nichts ist leichter zu begreifen, als wie der Donner das Geld schmelze, und dem seidenen Beutel nicht schade. Die elektrische Materie geht sehr gerne durch Metalle, und durch die Seide gar nicht.

Die elektrische Materie schmelzt Metalle, und überträgt sie von einem Orte in das andere. Vom Donner wissen wir das nämliche.

Ein Ort, das vom Donner berühret worden, hat einen schweflichten Gestank, weil der Donner die fetten Theilchen auflöst. Man rieche einmal an einer von der elektrischen Materie durchgeschlagenen Karte, sie wird nach Schwefel riechen. Leute, die von beyden die Erfahrniß hatten, haben mir dieses bezeuget, weil ich mit meinen vier Sinnen selbst die Probe nicht machen konnte.

Der Donner entzündet feuerfangende Materien, und die elektrische Materie auch, Weingeist, Schießpulver, zubereitetes Papier ꝛc.

Eine Nadel wird durch die Elektricität magnetisch, wie die eiserne Stangen in freyer Luft.

Der Donner geht bald herab, bald fährt er hinauf, nachdem die Wolke gegen den untern Körper posi-

positiv, oder negativ elektrisch ist. Hierdurch können nun in der Erde unterschiedliche Veränderungen vorgehen, die ich hier wegen Enge des Raumes nicht ausführen kann.

An dem Leibe eines vom Donner Erschlagenen findet man eben solche Maalzeichen, als der elektrische Schlag an dem Körper eines Vogels zurücke läßt, den er erschlagen.

Eine nicht minder bekannte Wirkung des Donners ist es, daß er eine gläserne mit Wein gefüllte Flasche völlig austrocknet. Denn wenn sich an die äußere Seite des Glases die Materie des Donners anlegen will, so muß von der innern eben so viel Materie weggeführt werden, gleichwie ich die äußere Seite der Verstärkungsflasche nicht laden kann, wenn die innere nicht durch eine Gemeinschaft mit andern nicht abgesönderten Körpern so viel Materie abgeben kann. Da sich also die Materie des Donners mit der größten Geschwindigkeit an die äußere Seite des Glases anleget, so muß von der innern Seite alle Materie in einem Augenblicke weichen, wel-

che den Wein mit sich fort reißt, und zerstreuet. Man sieht das mit kleinen Wassertropfen bey der Elektricität.

Wer die Eigenschaften der Elektricität ein wenig kennet, wird auch noch mehrere Wirkungen des Donners erklären können. Ich habe nur die Hauptsache berührt, die auch ein gemeiner Mann wissen kann, ohne daß er dadurch ein Philosoph werden darf.

Die Eiche und das Moosrohr.

Ein Eichbaum, der sehr oft der Winde Macht empfand.

Der jedem Anfall sonst gewaltig widerstand,

Ward endlich alt und schwach, vom Donner halb zersplittert,

Von Laub und Aesten leer, von manchem Sturm erschüttert.

Sein Haupt hieng nun gebeugt, und schien dem Falle nah:

Als er im niedern Sumpf das dünne Moosrohr sah.

Wie, rief er, bist denn du den Winden noch entkommen,

Die mich, mich starken Baum so schrecklich mitgenommen?

Die

Die Ceder steht wohl selbst so aufrecht nicht, als du.
Sprich, welchem Schützer schreibst du die Erhaltung zu?
Ich? — Keinem, — sprach das Rohr. Dank sey euch, groſse Götter!
Ihr gabt mir Hilf genug. Ich brauche keinen Retter.
Mein Schutz, Freund! bin ich selbst. Mir ist die Kunst bekannt,
Und diese hattest du wohl niemal angewandt.
Gewiß und überzeugt von deiner Riesenstärke,
Vertrautest du zu viel auf deine grossen Werke.
Die Wunden, die du zählst, hast du dir selbst versetzt;
Nichts, als dein Widerstand hat dich so sehr verletzt.
Wenn Hagel, Wind, und Sturm die höchsten Gipfel beugen,
So kann ich hundertmal mein Haupt vor ihnen neigen.
Ich weiche jedem aus. Wie mir ein Winde bläst,
So küß ich bald den Nord, bald wiederum den West.
Und so erhalt ich mich. Mein Beyspiel kann dir nützen;
Freund! lerne dich einmal durch die Geduld zuschützen.

Die

Die Gegend der Versemacher auf dem Parnaß.

Nicht alle Gegenden auf dem Parnaß sind von gleicher Fruchtbarkeit. Nicht auf allen Seiten wachsen Tulpen und Violen, auch Disteln zeigen sich an der nordischen Gegend, wo nur etliche Tropfen von der Aganippe über die steilen Felsen herab thauen, und sich in dem sandichten Boden bald wiederum verlieren.

Selten bekommen die Einwohner dieser Gegend etwas von der reinern Quelle. Immer sitzen sie in ihren höckrichten Höhlen, machen Verse, und reimen.

Endlich kam Alciphron ein Poet, der nur Gedanken, nur Sachen; nicht bloß Reime, und Verse sang.

Wie abgeschmackt ist dieses Lied nicht? sagten sie. Wie übel klingt es? — —

Alciphron hielt es für seine Pflicht ihnen das Vorurtheil zu benehmen. Ich singe für das Herz, sagte er, nicht für die Ohren.

Ach nein! widersetzten sie. Wie unangenehm fällt diese Strophe? — — Es tönen keine Reime mehr — — Weg — weg! wir können es nicht hören.

Kurz! Alciphron fand keinen Beyfall, bis er in die obere Gegenden des Parnasses kam, — in die Gegenden der Dichter.

Klopstock kam in gewisse Gegenden Deutschlands, deren Einwohnern er nicht gefiel.

Die wahren Helden.

Nicht euch, der Thorheit Eigenthum,
Nicht euch gehört der wahre Ruhm,
Ihr Würger eurer Brüder!
Euch bringen nur aus Schmeicheley
Ein lügenhaftes Lobgeschrey
Der feilen Dichter Lieder.

Wie? wollt ihr die Unsterblichkeit
Und euers Namens Ewigkeit
Durch Räuberey erkaufen?
Wie? heißt das wohl ein wahres Lob,
Das schon so manchen falsch erhob,
Um das man erst muß raufen?

Der Ruhm, den euch die Nachwelt spricht,
Der Lorberkranz, den sie euch flicht,
Zeugt nicht vom Heldenmuthe.
Man krönt euch, weil ihr nie verschont,
Und euern Durst nur löschen konnt
In der Unschuldgen Blute.

Geht, stürmet Land, und Stadt, und Flur,
Ihr Mörder! zeichnet eure Spur
Mit Brand, und Raub, und Leichen.
Macht, daß selbst die Gerechtigkeit
Der Raserey, der Grausamkeit,
Und eurer Macht muß weichen.

Dann rastet auf der Feinde Grab,
Wascht eure blutgen Säbel ab
Mit Thränen armer Leute.
Dann eilt, und setzet übers Meer,
Und sucht euch dort ein neues Heer,
Und neuen Stoff zum Streite.

Eilt übern Schutt der Länder fort
An noch nicht überwundnen Ort,
Auch diesen zu verheeren.
Fahrt fort mit unerschrockner Wuth,
(Wie er sie nennt) mit Heldenmuth
Die Welten umzukehren.

Geht, tobet, brennt, zerstört, und schleift,
Bis euch des Todes Grimm ergreift,
Dann laßt euch Helden nennen.
Ich aber werd in euerm Bild,
Das ganzer Länder Fluch umhüllt,
Nur tolle Räuber kennen.

Der ist ein Held, der sich bekriegt,
Von dem das Laster unterdrückt
Zu seinen Füssen lieget.
Wenn ihr selbst eure Meister seyd,
Dann habt ihr die Unsterblichkeit,
Dann habt ihr erst gesieget.

C. v. F.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Der
Patriot in Baiern.

Zwölftes Stück.

München den 6 October, 1769.

Fortsetzung
von den
herkulanischen Entdeckungen.

Die auserlesene Statue des M. N. Balbus, von der wir eben das letztemal gesprochen, ward von dem Könige beyder Sicilien in dem Vorhofe der Hauptkirche zu Portici aufgestellt, wo sie sich noch befindet, und eine mit von denjenigen Kostbarkeiten ausmacht, deren diese Kirche eine große Menge hat.

Von den Statuen sowohl von Erzt, als Marmor ward überhaupt eine große Menge ausgegraben. Der Kaiser Vitellius gleichfalls zu Pferde, ist ein vor-

treffliches Stück. Götter und Göttinnen sind nicht zu zählen, und Herr Winkelmann hält die Statue des Merkur für die allerschönste. Er sitzt, und die ihm zukommenden Flügel sind so künstlich an seine Füsse angemacht, daß das Ende der Riemen, womit sie gebunden sind, in der Gestalt einer Rose unter der Fußsohle sich befindet, zum Zeichen, daß dieser GOtt eigentlich zum Fluge geschaffen sey. Zwo marmorne Säulen, die man immer für die allerschönsten in der Welt halten kann, hat der König in den Pallast setzen lassen.

Man fand überdieß sehr viele Dinge, die das Alterthum und die Bücher besser zu erklären, und zu beleuchten, vortrefflich taugen. Hausgeräthe und Geschirre sind unzählbar. Vorzüglich merkwürdig ist, daß man einen kleinen Ofen ausgegraben, der noch zugemacht war. Nachdem man ihn eröffnet, fand sich darinn eine Schüssel von Metall ziemlich groß, worinn ein Backwerk, wie unsere Pastetten, jedoch eingeäschert lag. Man beobachtete gleichwohl selbst noch an der Asche die Arbeit, und die Art dieses Gebäckes. Da man aber daran war, dieses Stück weg-

wegzutragen, so fiel die Asche zusammen, und in die Tiefe der Schüssel hinab. Die Schüssel hat man inzwischen doch erhalten, und zum Könige gebracht. In dem innern Ofen waren noch andere theils metallene, theils irdene Geschirre.

Zwey gänzlich unverletzte Brode hat man noch gefunden. Sie hatten 8. Einschnitte, daher nennt sie Hesiodus ὀκτάβλωμοι, achtschnittige Brode. Manchmal waren die Brode nur über das Kreutz, oder in die Quere eingeschnitten, und man nannte sie dann bey den Alten Quadras. Daher kömmt das Sprüchwort, aliena vivere quadra. Die Weinfässer waren bey den Alten, nach Herrn Winkelmann, von zweyerley Art, irdene, und mit Reifen gebundene. Diese letztern waren nur im Felde gebräuchlich, und hiessen Tonnen. Die erstern wurden in grössere und kleinere eingetheilt. Die grössern nannte man Dolia, die kleinern Amphoras. In einem Dolio nach dieser Manier wohnte ehemals Diogenes. Im Herkulanum wurde wirklich ein Keller mit dergl. irdenen Weinfässern gefunden, sie waren alle fest angemauert. Die Amphoræ waren beynahe wal-

zenförmig, und hatten zween Henkel, und es war die Gewohnheit, darauf die Namen der Consuls, oder der Prätoren zusetzen. Die Lampen der Alten waren voller Zierrathen, und Sinnbildern. Unter denjenigen Lampen, die man gefunden, und die vom Erze sind, sitzt auf dem hintern Theile der einen, eine Fledermaus das Bild der Nacht, mit vollkommen ausgebreiteten Flügeln, wovon das subtile Gewebe sehr künstlich ausgedrückt ist. Auf die nämliche Art sind die Stützen, Stiele, oder Träger der Lampen Candelabra gearbeitet. Aus diesem erklärt sich die Klage des Vitruvs, daß man (nämlich um seine Zeiten) Säulen, wie die Leuchter machte, das ist, so dünne.

Aus allen Waagen, die man vorgefunden hat, war keine einzige mit zwoen Waagschalen, wie die unsrigen sind. Alle hatten nur eine Schaale, und waren folglich, wie wir sie nennen, Schnellwaagen, das Gewicht war insgemein ein kleines Brustbild einer Gottheit.

Die Thüren der Alten, wie Herr Winkelmann sagt, hiengen in kleinen Haspen, oder solchen Thürangeln,

geln, wie wir sie haben. Sie bewegten sich unten in der Schwelle, und oben in dem Balken. Die Wassereymer, praefericula, und die Opferschaalen, paterae, die man aber auch in Bädern gebraucht, sind von ihm ausführlich beschrieben. Die Römer hatten auch gewisse Gefässe, worinn sie eine Art Feldmäuse, die man in Castanienwäldern antrifft, fütterten. Weil dieses Thür Glis genennet wurde, so glaubten viele, die Römer hätten Ratzen, als Leckerbissen gegessen; aber das Thür Glis, das man jetzt Ghiro heißt, ißt man noch. Es vergräbt sich im Winter, und schläft, und man braucht es als ein Sinnbild des Schlafs.

Unter andern Geräthen hat man einen überall zerrissenen Polster ausgegraben. Dieser muß von einem Frauenzimmer gewesen seyn; denn man fand darinn allerley kleinere dergleichen Werkzeuge, Nadeln, Zänglein, Fingerhüte, u. s. f.

Von Innschriften, andern Sachen, und Geräthen, als Schlüsseln, Münzen, Schlössern, geschnittenen Steinen, und auch Edelsteinen, die man hier ausgegraben, eine Meldung zu thun, würde uns zu

weitläuftig werden. Noch ist dieses sehr merkwürdig, daß man vor einer Zeit ein Buch von Erze gefunden, das aber nicht mehr, als 4 Blätter gleichfalls vom Ertze enthielt. Auf diesen Blättern sind zu beyden Seiten Buchstaben eingeschnitten, und enthalten die Entlassung (missionem honestam *) eines Soldaten des Orts, wo die Nachgrabungen jetzt vorgehen. Die wichtigste Seltenheit ist gewiß dieses, und so leicht wird sich kein anders fürstliches Antiquarium eines solchen Schatzes rühmen können. Man sagt aber, daß dieses Büchchen keinem Gelehrten noch zu lesen g geben worden. Denn der König hält es selbst verwahrt.

Das

---

* Die Entlassung der Soldaten war dreyfach. Eine ehrliche Entlassung (missionem honestam) gab einem der Feldherr wegen Länge seiner Dienste als Emerito. Eine verursachte Entlassung (Caussaria missio) wurde wegen Schwachheit, Krankheit u. s. f. ertheilet. Eine schändliche Entlassung (missionem ignominiosam) gab man endlich mit den Worten, ignominiae caussa mittimus. Denn es mußte allzeit ordentlich hinzugesetzt werden, warum ein Soldat entlassen würde. Die Formel der Entlassung war nach Hrn. Brisson, Discedite Quirites, atque arma deponite. — Discedite castris &c.

Das Theater vom Herkulanum war ziemlich groß, und hatte nur allein achtzehn Reyhen Sitze von Tufstein, darüber war ein Porticus. Gerade darunter waren wieder drey andere Reyhen Sitze, und zwischen den untern Sitzen fanden sich sieben Aufgänge, Vomitoria, zum Ausspeyen. 3500 Menschen hatten in diesem Theater allein zum Sitzen Platz, ohne diejenige Menge, die in der Area stehen konnte.

Nahe an dem Theater war ein Tempel, glaublich des Herkules. Denn man fand darinn Gemälde des Theseus von der Erlegung des Minothaurus, des Chiron, Achilles, Pan, und Olympus Gemälde, und die Geburt des Telephus.

Ohne Zweifel stunden diese Gebäude mitten in der Stadt an dem Hauptplatze, weil man eben nicht weit davon die Statuen des jungen und alten M. Non. Balbus gegraben. Zunächst dabey war eine Villa, mit Gärten, Statuen, Schriften, u. s. w. Das Merkwürdigste in dieser war ein ganz dunkles sehr kleines Zimmerchen durchaus mit Schlangen ausgemalt, darinn man nichts, als einen schönen me-

tallenen Dreyfuß fand. Vielleicht diente dieses Zimmer zu den eleusinischen Geheimnissen (Sacra eleusinia) wo alles so still und verschwiegen zugehen mußte, wie man hievon das Pantheon mythicum nachschlagen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Der Tag des Philosophen.

Der Tag bricht an; die Morgenröthe zerstreuet die Finsternisse der Nacht; und ein liebliches Gesang läßt sich von allen Seiten hören. Die Einwohner der Luft sind es, die uns gleich in der Frühe belehren, daß die Natur, die das menschliche Geschlecht zernichtende Kunst weit übertreffe.

Der Philosoph wird durch ihr Gesang dem Schlafe entrissen, verläßt das Bett, und geht dem Fenster zu. Die Sonne geht auf, sagt er — Die Erde wird durch ihre Stralen erhitzet. — — Alles ist schon belebt. Wie schön ist sie nicht? — — Wie reitzend ist nicht ihr Glanz? — — Der Schöpfer, der sie schuff, muß doch vollkommen seyn.

Also

Also wendet der Philosoph die ersten Augenblicke des Tages mit Nutzen an; er gehet dem Garten zu, und bewundert den Schöpfer in den Gewächsen: Hier betrachtet er die Tulpe, die stäts zu Nachts sich schließet, und bey Tag mit den schönsten Farben pranget: dort siehet er die Jerichorose, welcher die Sterne den angenehmsten Geruch mittheilen, den ihr die Morgenröthe nimmt. — Alles hat seine Ordnung, und nur die menschlichen Begierden nicht. Wir wünschen heut, was wir morgen förchten. Wir sind stäts das Sinnbild der Unbeständigkeit.

Er wendet seine Augen gegen dem Hausdach, er erblicket zwo Tauben, ihr liebt euch, spricht er: ihr liebt euch ohne Absichten... Niemand hindert euer Ziel, und bey den Menschen muß immer die Liebe das Opfer des Vorurtheils, und der Reichthümer seyn.

Die Mittagszeit nähert sich, der Philosoph geht zu Tische: geringe Speisen sind seine Nahrung; Zufriedenheit würzet die Speisen: dann wünscht er, hätten doch die armen nur den Ueberrest jener prächtigen Tafeln, woran die grossen speisen, die jede Speise

angähnen, weil Eckel und Ueberdruß den faulen Prasser verfolgen, indessen, daß der arbeitsame Landmann sein Brod mit größerm Appetite verzehrt.

Es entsteht ein großes Geschrey; die Leute laufen Schaarweis zusammen; der Philosoph geht nach: — was ists — der Herr von Hochmuth bauet ein prächtiges Schloß; und ein Maurer ist über das Dach herab gefallen: — der arme Mann! er suchte durch die Arbeit die Nahrung, und hat den Tod gefunden. — Er muß das Opfer des menschlichen Stolzes seyn. —

Hier betteln drey Arme den Philosophen an: der eine beweint seine Aeltern, der andere die verlorne Ehegattinn, der dritte das väterliche Haus: man hat ihm solches strittig gemacht; er hat den Proceß gewonnen; die Strittkösten überstiegen aber das ganze Vermögen. Der Philosoph giebt jedem etwas; beweint ihr Unglück, und denkt: wie kann doch in der Welt so viel Unheil herrschen?

Der Philosoph liebt die süße Ruhe; er widmet den Tag der Betrachtung, die Nacht dem Schla-

fe.

se, und legt sich zu Bett. Was hab ich heut gelernet? sagt er: welchen Nutzen hab ich aus meinen Ueberlegungen gezogen? — keinen. — Ich hab nur gesehen, daß die Welt mit Nebeln umgeben ist; daß tausend Unglücke über den Menschen schweben; — daß er sogar das Glück der Thieren beneiden kann. — Hab ich aber recht gesehen? — Nein! der Mensch ist das glücklichste Geschöpf; er hat die Vernunft zu seinem Antheil bekommen, und das ist genug. — Durch sie kann er dem Schöpfer danken, den Nächsten lieben, die Tugend üben, und das Laster fliehen: den Reichen lehret sie dem Armen beyzustehen; der Arme prüfet sich, und kann im Unglücke leben; sie ist. — Der Philosoph schläft unter diesen Gedanken ein, und dankt dem Schöpfer, der ihm diesen Tag geschenket hast.

A. C. S.

Beschluß
von Dalaborgs Lebensgeschichte.

Was war nun anzufangen? Meine Reichthümer waren dahin. Nur ein einziger Beutelmit Thalern, und 3 gute Kleider hatte ich noch. Von Künsten verstund ich nichts, und was ich konnte, das brachte mir kein Geld ein. Mir blieb nichts übrig, als ein Soldat zu werden. Allein der Krieg — ich weis nicht, was ich gleich damals für einen Eckel ab allem Blute fühlte. Nach langem Ueberlegen beschloß ich endlich nach Böhmen zu gehen, und Sprachmeister zu werden. Denn zum Glücke hatte mir mein Vater aus wichtigen Absichten so viel Französisch beybringen lassen, daß ich ohngefähr mit ein paar Bootsknechten aus der Provenze ein artiges Gespräche hätte führen können.

Drey Jahre brachte ich mich als Sprachmeister so kümmerlich fort, daß ich das, was mir noch übrig war, völlig durchbrachte, und nichts mehr behielt, als ein einzig verschlissenes Kleid, eine gute Frisur,

und ein paar Manschetten. Denn ich wußte es von der Erfahrung, daß auch der dürftigste Franzose Wäsche und Kopf sauber haben muß. Nun war ich endlich gezwungen, ein Heldenherz anzunehmen, und mich unterhalten zu lassen. Was war auch anders zu thun, als das, was alle diejenigen Musensöhne thun, welche der Mangel, ein schlechtes Talent, und der heranwachsende Bart zum Gewehre zu greifen ermahnt.

Der Hauptmann, unter dessen Compagnie ich kam, war ein Schwed, und er kannte meinen Namen sogleich. Denn, ehe mein Vater, als Generalpachter wegen einer Kleinigkeit in einer Rechnung ganz Schweden räumen mußte, und in die Schweitz zog, da war er sehr oft bey ihm zu Gaste, und stund als Fähnrich in dem Dienste dieser Krone. — Er fragte mich, obwohl ich ein Sohn des Joseph Dalaborgs wäre. Ich erröthete aus Schamhaftigkeit, daß der Sohn eines Generalpachters gemeiner Soldat geworden. Endlich gestund ichs, und erzählte ihm alles, was ich wußte. Er hielt mich gut, und nahm mich zur Bedienung in sein Haus.

Bald darnach kam die Zeitung, daß Carl der zwölfte Krieg mit den Russen angefangen hätte. Mein Hauptmann bekam Lust, in sein Vaterland wieder zurücke zu kehren, und als er an mir eine gleiche Sehnsucht verspürte, so bezahlte er selbst das Lösegeld, und nahm mich mit sich. Wir waren aber kaum zu Frankfurt an der Oder angelanget, als mein Hauptmann erkrankte und starb. Das Glück schien mir nun das erstemal wieder zu lächeln; die prächtige Equipage, ein paar reiche Wechsel, und eine Börse mit Gold, Alles war mein. Zwar war ich nun ein Bedienter ohne Herrn. Aber was verschlug mir das? ich hatte Geld, und sah jetzt gleich die Wahrheit ein, daß man nach dem heutigen Zeitlaufe um recht glücklich zu werden, nur eine Weile eine Liverey getragen haben muß.

Ich eilte, so schnell ich konnte, nach Stockholm. Anfangs hielt ich mich stille, und gab mich nur den guten Freunden meines Vaters zu erkennen. Sie sahen meine Equipage, mein Gold, und meine freygebige Aufführung, und nun erinnerten sie sich wieder, daß mein Vater ein recht verdienstvoller Mann gewesen, daß man ihn widerrechtlich verfolgt, und daß

mir der König in dieser Absicht wohl noch eine große Gnade schuldig wäre. Alle nahmen sich mit Freuden meiner an; denn ich hab es schon erinnert, ich hatte Geld. Und da ich mich, obgleich fälschlich, rühmte in verschiednen auswärtigen Kriegsdiensten als Officier gestanden zu seyn, so kostete es nicht viel Mühe, mir eine Hauptmannstelle auszubringen.

Ich ward also Hauptmann. Es ist zwar wahr, daß mir noch immer ein wenig an dem Kriege eckelte, und König Carl schien mir viel zu hitzig. Nach meiner Gemüthsart hätten wir langen Frieden in Schweden erhalten. Aber es war nun einmal Krieg, und ich war Hauptmann. Zu allem Glücke blieb unser Regiment das erste Jahr in Stockholm zur Besatzung des Hafens, und der Cidadelle. Ich schmauste tapfer, und brachte zweymal mehr Baarschaft an, als mein Gehalt ausmachte. Niemand war tapferer als ich, das heißt, zu Hause, in Stockholm, und mehr durch Gunst einer gewissen Fräulein, die ich nach geendigtem Kriege zu heurathen versprach, als durch meine Dienste brachte ich es dahin, daß ich in Kurzem Oberster wurde. — Aber jetzt hieß es; ins Feld. Einen

Offi-

Officier treffen doch immer weniger Kugeln, als den gemeinen Mann, dachte ich, und gieng munter fort. Meine Schulden kränkten mich weiter nicht mehr, nachdem ich einmal von Stockholm weg war, und das Glück spielte mir noch dazu die Casse in die Hand, als der Generallieutenant Hebendorf, der sie vorhin besaß, an dem Schlage gestorben, und ich seine Stelle bekommen hatte.

Nun war mein Glück auf dem höchsten Gipfel. Allein die verzweifelten Russen, ich weis nicht, wie mir ihr Aufzug, und ihre Mützen so gräßlich vorkämen. Es war mir unmöglich ein einzigmal mit ihnen recht ernstlich anzubinden. Bey einem Scharmützel zog mein Regiment den Kürzern, und ward völlig zerstreut. — Ganz bestürzt fluchte ich dem verdammten Kriege; kann man nicht in Ruhe leben? dachte ich, und besann mich lange. — Endlich fiel mir ein, meine Dienste zu verlassen. Was dem Vater geglücket, kann ja auch dem Sohne nicht mißlingen, sagte ich zu mir selbst, nahm die Casse als eine Wegzehrung mit mir, setzte mich auf mein Pferd, und nahm den Reißaus. — — —

So weit geht Dalaborgs Manuscript. Man sagt, daß man ihn erst lange hernach in Dännemark erkannt hätte, und daß er im Gefängnisse gestorben sey. Denn seine Rechnung traf dießmal nicht zu. Er war seinem Vater in allem gleich, nur kam er nicht so glücklich durch, wie jener.

Der
Patriot in Baiern.

Dreyzehntes Stück.
München den 13 October, 1769.

Beschluß
von den
herkulanischen Entdeckungen.

Wir wollen nun endlich einmal auf die Gemälde kommen. Ihre Anzahl erstreckt sich über die tausend Stücke. So viele man noch bisher eutdeckt hat, so waren sie alle auf Mauern an Häusern, und auch in Tempeln gefunden worden. Die meisten waren auf trockenem Grunde, a tempera, etliche wenige auf nassem, a Fresco, gemalet. Diese Gemälde befinden sich in einem besondern Zimmer des königl. Museums. Sie sind jetzt sauber in Holz mit vorgelegtem Glase eingefaßt aufbehalten.

Gegenwärtig müssen wir nur von den vorzüglichsten etwas weniges melden. Der Gemälde des Chiron, davon wir schon geredet, sind zwey; das erste, wie er den Herkules lehrt auf der Cither zu spielen. Dieses Gemälde ist vorzüglich schön, und aus allen am meisten gut, unbeschädigt, und noch rein. Das zweyte ist, wie er den Herkules im Spießewerfen unterrichtet. Die übrigen etwas merkwürdigern sind.

1) Jupiter, mit dem Blitze in der Hand, auf dem Rücken hängt ihm Cupido.

2) Vom Cupido findet man nacheinander 4 Stücke; wie er einen Widder bey den Hörnern zieht; wie er auf einem Hirschen reutet; wie er von Schwanen auf einem zweyspännigen Wagen gezogen wird; und wie er in einem gleichen Wagen mit angespannten Löwen fährt.

3) Ein Mann, der mit seiner Frau das Mittagmahl verzehrt. Er trinkt eben, und hält einen Becher, dessen Figur einem Horne gleicht. Sein Knecht steht an der Thüre.

4) Bacchus sitzt, neben ihm steht Herkules, neben dem Herkules, auf einer Wolke erscheint ein geflügeltes Frauenzimmer, sie trägt auf dem Haupte

ein

einen Lorbeer, die rechte Hand reicht sie dem Bacchus, und in der linken hält sie eine Aehre. Neben dem Herkules sind zu beyden Seiten ein Löwe und ein Adler. Hinter dem Bacchus steht rückwärts ein lachender Jüngling, und unterhalb an dem Vorgrunde ist ein Säugling, das ist, ein Knäblein, das sich nach dem Eiter einer Gemse sehnt. Bacchus uud Herkules sind ungewöhnlich groß und stark.

5) Das Urtheil des Paris, wie es scheint. Drey Frauenzimmerbildnisse, eine ist mit einem Lorbeer, und die andern zwey sind mit Stralen gekrönt. Aus den Wolken schaut ein Bild hervor, gleichfalls auf dem Haupte mit einem Lorbeer geziert. In der Hand hält es einen Stab, der auf die 3 Frauenzimmer gerichtet ist.

6) Ein aegyptisches feyerliches Opfer.

7) Ein anders gewöhnliches Opfer.

Man würde nie fertig werden, alle Gemälde, auch nur diejenigen, die sich noch deutlich erkennen lassen, anzuzeigen.

Nun kommen wir auf eine besondere Entdeckung. In der Villa, davon wir schon oben geredet, fanden

sich in einem kleinen Zimmerchen an der Mauer scheiterweise aufeinanderliegende Rollen. Das Unglück hätte diesen Schatz bald betreffen können, daß die Nachgräber, die diese Rollen anfangs mit vielem Grunde für verbranntes Holz angesehen, Alles zusammen hinweggeschmissen hätten. Das erste, was sie noch davon abhielt, war, daß dieses vermeynte Holz so ordentlich übereinandergelegt erschien. Man untersuchte endlich die Sache, und sah, daß dieses lauter Rollen von Schriften waren, und daß man da folglich unvermuthet eine alte Bibliotheck entdecket hatte. Von außen her waren die Rollen mit grobem Papier von der Art, welches man emporetica nannte, zusammengebunden. Die Materie der Schriften selbst ist Papyrus, oder aegyptisches Schilf, das auch Δελτος von der Gegend hieß, wo es wuchs. Man pflanzte es ehemals auch in Italien nach, aber es hat sich da gänzlich verloren. Auf der dünnen Haut dieser Pflanze wurde geschrieben, und unsre herkulanischen Schriften sind aus vier Finger breiten Blättern zusammengesetzt. Die Länge dieser Blätter ist fast durchgehends gleich, und einer Spanne groß. Eine Rolle Schrift besteht aus vielen solchen

Blättern oder Streifen, die aufeinander geleimt sind, welches die Glutinatores thaten. Eine solche Rolle wurde entweder um sich selbst herumgerollt, oder um eine dünne Röhre aus Holz oder Bein gewickelt, die ohne Zweifel das war, was die Alten Vmbilicum hiessen, weil diese Röhre in Mitte der Rolle war, und eine Oeffnung wie ein Nabel hatte. Librum ad umbilicum deducere heißt daher in den Büchern der Alten, eine Schrift endigen, oder soweit bringen, daß sie eine Rolle bekommen kann, und ad umbilicum peruenire heißt ein Werkchen bis zu Ende der Rolle, das ist, bis an das Stäbchen lesen.

Die herkulanischen Schriften sind meistentheils schwarz, oder dunkelgrau, und oft zusammengeschrumpft. Alle, sagt Hr. Winkelmann, die er noch gesehen, sind griechisch, und noch zur Zeit hat man mehr nicht als 4 Rollen gänzlich aufgewickelt, die alle nur auf einer Seite beschrieben sind, weil das Papier einfach ist. Alle 4 haben nur einen Verfasser, **Philodemus** von der Secte des Epicurs, der um die Zeiten des Cicero und Horaz in Griechenland gelebt und geschrieben haben mag. Die erste Schrift ist eine Ab-

handlung wider die Musik, zwo andere Schriften sind die zwey Bücher seiner Rhetorik, und die letzte handelt von Tugenden und Lastern. Das äußere Blatt und vieleicht noch mehr sind mit der Innschrift verloren. Allein an jedem Ende ist der Titel und der Name wiederholt.

Die Buchstaben in den herkulanischen Schriften sind von dem Papiere erhaben, weil die Dinte dick, und nicht, wie bey uns, mit Vitriol, gemacht war. Man hat ein Dintenfaß voll Dinte gefunden, die noch jetzt zum Schreiben dienlich ist. Eine Feder aus Buchsbaum hat man auch; allein sie ist gänzlich versteinert. Die Federn der Alten hatten keinen Spalt, und waren meist von Rohr oder Holz, daher unterschieden sich auch die Buchstaben an Dicke oder Dünne fast gar nichts. Die ersten Entwürfe oder Aufsätze schrieb man nicht auf Papier, sondern auf Tafeln mit Wachs überzogen. Eine solche Tafel hieß Palimsestus, Palinxestus, auch Palynxistus, und das Instrument zum Schreiben, oder der Griffel war keilförmig mit einer scharfen Breite. Im königl. Museum zeigt man dergleichen noch vor.

Wenn wir alle Merkwürdigkeiten des Herkulanums anführen wollten, so würden wir wohl ein ziemliches Buch, und nicht einige wenige Blätter anfüllen. Wir verweisen daher die Liebhaber der Alterthümer auf die größern Werke des Hrn. Winkelmanns, und andere, die davon ausführlich geschrieben haben.

Die Nacht des Philosophens.

Alles ruhet, denkt der Philosoph; die Erde ist fast, als wenn sie unbewohnt wäre: — ist wohl diese Ruhe eine wahre Ruhe? — O nein! der Gefangene beweint vieleicht in diesem Augenblicke die verlorne Freyheit; der Hausvater sorget für die Kinder. Alles hat seine Sorgen; wir sind nur Bürger auf dieser Welt; Wir näheren uns stäts dem Ziele; und wer kann bey diesen Gedanken ohne Kummer leben?

Also nützen dem Philosophen die schlaflosen Nächte. Ganze Stunden kann er mit Nachdenken zubringen: er wendet die Augen gegen den Himmel — wie prächtig ist nicht dieses Gebäude. — Alles dieses ist für den Menschen erschaffen, und doch ist er nie zufrieden.

Hier läßt er die Augen auf das gegenüberstehende Haus fallen — dort wohnt der Herr von Habgenug — ich hab ihn arm gekannt, und anjetzt ist er reich: — ist er aber glücklich bey seinen Reichthümern? — bey weitem nicht: — Die Thränen derjenigen, die er vernnglücket, sind seinem Herzen ein nagender Wurm, eine stäte Quaal. — ja! lieber arm, und ehrlich — wir müssen doch zu letzt sterben — es bleibet uns nichts, als unsere Tugend. — Ich erinnere mich noch wohl, wie vor 6 Jahren der alte Ehrenheim dieses Haus besessen — der ehrliche Mann! — er ist aus Verdruß gestorben, weil sein liederlicher Sohn sich seiner Gewalt entrissen hat. Wie sehlig war er nicht! — er hat ihm das Leben mit dem Tode bezahlet. — Die Natur hat doch auch die Pflichten der Kinder gegen den Aeltern in unsere Herzen gedrücket! — Die kindliche Unterwürfigkeit ist eine der größten Stützen eines Staats: durch sie wird der Mensch ein guter Bürger, weil er den Obern zu gehorchen weis. Sie verbindet ihn dem höchsten Wesen durch die Bande der Ehrfurcht, und der Dankbarkeit. Er gehorsamt, und lernt dadurch über andere herrschen, weil dieses die Früchten des Gehor-

sams sind. Sie, die kindliche Unterwürfigkeit stellt endlich ein ganzes Reich, einen Stammen vor, wovon der Fürst der Vater, der Freund, der Schützer ist.

Der Phi'osoph hebt abermal die Augen in die Höhe, und sagt: die Sterne sind doch schön. — Ihr Glanz ist prächtig. Wie thöricht sind aber jene nicht, welche aus ihrem Laufe das Geschick der Menschen bestimmen wollen? sie sind — — Hier wird die Sternkunst das erstemal nützlich; sie schenkt dem Philosophen den Schlaf: er schließt die Fenster, und geht zu Bette, weit vergnügter, als wenn er die ganze Nacht auf einem Tanze zugebracht hätte, allwo man sich nur bemühet, das Sinnbild der Thorheit vorzustellen.

A. E. S.

Von der Leichtsinnigkeit.

Man kann sich nicht genug verwundern, wenn man die Verderbniß der Sitten in ihrem Zusammenhange betrachtet, daß der Mensch, das vollkommenste Geschöpf, dessen Antheil ein reines Licht der

Vernunft ist, daß dieser Mensch sogar boßhaft, schlau, und betrügerisch ist, und zu Bubenstücken aufgelegt scheint, daß er sich so sehr in den gröbsten Schandthaten herumwälzen, und von dem Wege der Tugend und der Vernunft fast immer irre gehen kann. Allein wir wissen, daß der Mensch schwach ist, daß das Fleisch und der Geist im beständigen Kampfe begriffen sind, und daß eine stäte Veränderlichkeit den Menschen von einem Einfalle zum andern verleitet. — Sollte also wohl gar Nichts an ihm zu entschuldigen seyn? sollen alle Laster, alle Fehltritte, wie einige Philosophen meynen, von einer ordentlichen reifen Ueberlegung, und einem ernstlichen boßhaften Entschluße herkommen? — — Gewiß, das ist sehr schwer zu behaupten.

Wir glauben aus einem menschenfreundlichen Grunde, daß der Mensch nicht gar so böse sey, und daß an den meisten Vergehungen eben die Veränderlichkeit, und ein gewisser Leichtsinn Schuld habe. Der Veränderlichkeit und dem Leichtsinne lassen sich die meisten verschiedenen Gebräuche zuschreiben; denn Nichts ist so ungereimt und abgeschmackt, was nicht ein Mensch unternimmt, der zu leichtsinnig ist für sich

selbst zu denken. Die Leichtsinnigkeit macht z. B. aus jungen Deutschen in Paris närrische Stutzer, in London Philosophen, in Italien Wollüstlinge, und in Amsterdam Juden und Wucherer. Selten handeln wir frey nach der Vernunft, sondern immer übereilt, entweder nach verdorbnen Beyspielen; oder nach einem überraschten Ausspruche unsrer eignen Sinnlichkeit.

Dieses sind die zween Grade der Leichtsinnigkeit: die Leichtsinnigkeit im Nachahmen, und die Leichtsinnigkeit in eignen Unternehmungen. Der erste Grad, davon die Moden, und Gebräuche entspringen, dient nicht zur Erläuterung dieses Zweckes. Den zweyten wollen wir gegenwärtig behandeln, und diesem haben wir unsre meisten sittlichen Fehler zu danken. Denn diese Leichtsinnigkeit besteht in nichts anderm, als in einer gewissen Schmeicheley, deren sich der Mensch gegen sich selbst bedient, und seine Vernunft dadurch einschläfert, daß er glaubt, alle seine Handlungen, alle seine Begriffe, alle seine Rathschläge seyen ungemein gut, schön, und löblich. Mit diesem Mittel beruhigt er das Gewissen und den Verstand, und er scheint in der That zuweilen fest von der Billigkeit ei-

ner

ner Handlung überzeugt zu seyn, die sonst die ganze Welt verabscheut.

Dieses ist eigentlich der Leichtsinn, das ist, ein Fehler der Schwachheit unsrer Einsichten. Gehn wir alle Zeitalter durch, überdenken wir unser ganzes Leben, und wir werden finden, daß der Mensch nur in sehr wenige Laster verfällt, die nicht von einer Uebereilung, und von einer gar zu geringen Ueberlegung herrühren.

Der Mann, der in einem öffentlichen Amte steht, und die Waage der Gerechtigkeit in der Hand hält, wie oft wird nicht ein solcher Mann als der Unbilligste, als ein Unterdrücker der Armuth, als ein schändlicher Parteygänger ausgeschrien? und er ist es doch in der That manchmal weniger, als man sich einbildet. Glauben wir nur sicher, daß ein Richter, wenn er die Abscheulichkeit, und die Folgen eines ungerechten Ausspruches recht aus dem wahren Gesichtspunkte betrachtete, daß er nicht leicht einen unbilligen Bescheid auch unter was immer für vortheilhaften Bedingnissen ertheilen würde. Denn nur ein zu den gröbsten Lastern abgehärteter Unmensch ist fähig offenbahr Unrecht

recht zu thun. Und es ist eine große Frage, ob ein Meuchelmörder, oder ein Dieb so vorsetzlich tödtet, und stiehlt, daß er gar nicht die mindeste Selbstentschuldigung, und Heucheley gegen sich gebrauchen sollte, die bey ihm den Schein einer Billigkeit vertreten dürfte.

So lange ein Mensch noch für tugendhaft, für gerecht, für menschenliebend angesehen seyn will, und dieses ohne Furcht einer Strafe, so lange können wir von ihm sicher seyn, daß er mit wohlbedächtlichem Vorsatze kein Laster begeht. Man hat die Probe sogar von Räubern, die die unmenschlichsten Grausamkeiten verübet hatten, daß sie doch zuweilen, von dem Elende ihres betrübten Nebenmenschen gerühret, Thaten gethan, die dem größten Menschenfreunde eine wahre Ehre gemacht haben würden. Was schließen wir nun hieraus? — Dieses, daß ihre räuberischen Verbrechen niemal Früchte eines wahren Menschenhaßes, sondern Anfangs einer schlechten Ueberlegung, und zuletzt einer langen Gewohnheit gewesen.

Eine Handlung, von deren Abscheulichkeit man vollkommen überzeugt ist, begeht nur ein Mensch, der des wildesten Menschenhaßes fähig ist. Brutus erstach den Cäsar, seinen Erziehungsvater, seinen Gutthäter; welch ein schändlicher Undank? Aber Brutus hatte einen Scheingrund für sich. Die angemaßte despotische Regierung des Cäsars, die Knechtschaft seines Vaterlandes, das heimliche Seufzen der Bürger, welche Bewegursachen waren nicht diese für einen freyen Römer? — Brutus fühlte mehr Liebe für das Vaterland, als Dankbarkeit gegen seinen Gutthäter. Er handelte also zwar unbillig, aber doch nicht vorsetzlich boßhaft. Vieleicht hielt er seine That gar für tugendhaft, weil er Rom dadurch zu erretten glaubte.

Herostratus der Thor, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrannte, hatte bey der größten rasendsten Thorheit seinen Scheingrund, der ihn dazu verleitete; er wollte recht berühmt seyn, und wußte kein ander Mittel es zu bewirken, als dieses, daß er das kostbareste, was Griechenland hatte, zerstörte.

Ich glaube kaum, daß alle Zeitalter durch, zwanzig Lasterhafte gelebt haben, die aus purer Boßheit gesündigt, die ihrem Nebenmenschen geschadet, um ihm zu schaden, die wohlbedächtlich Unmenschen gewesen. Die ganze Welt wird uns wenige Wüthriche, wie Nero war, zeigen können, und doch ließ es sich vieleicht behaupten, daß Nerons Grausamkeiten allzeit einige Ursachen, wenigst in seiner Einbildung, gehabt haben mögen.

Es ist richtig, daß alte Leute (diejenigen ausgenommen, die aus eingewurzelter Gewohnheit fehlen) daß, sage ich, solche Leute weniger Laster begehen, als die Jugend. Man schreibt dieses insgemein der Unvermögenheit, und der kränklichen Schwäche des Alters zu. Aber nein; sie fehlen weniger, sie sind weniger lasterhaft, weil sie sich weniger übereilen, weil sie ihre Unternehmungen länger und reifer überdenken, als ein Jüngling. Daher sind der Zweykampf, die Rachbegierde, die schädlichen Glücksspiele, und die Unmäßigkeit meistentheils Fehltritte junger Leute. Denn diese Laster sind Früchte eines hitzigen Temperaments, das dem jugendlichen Alter zukömmt.

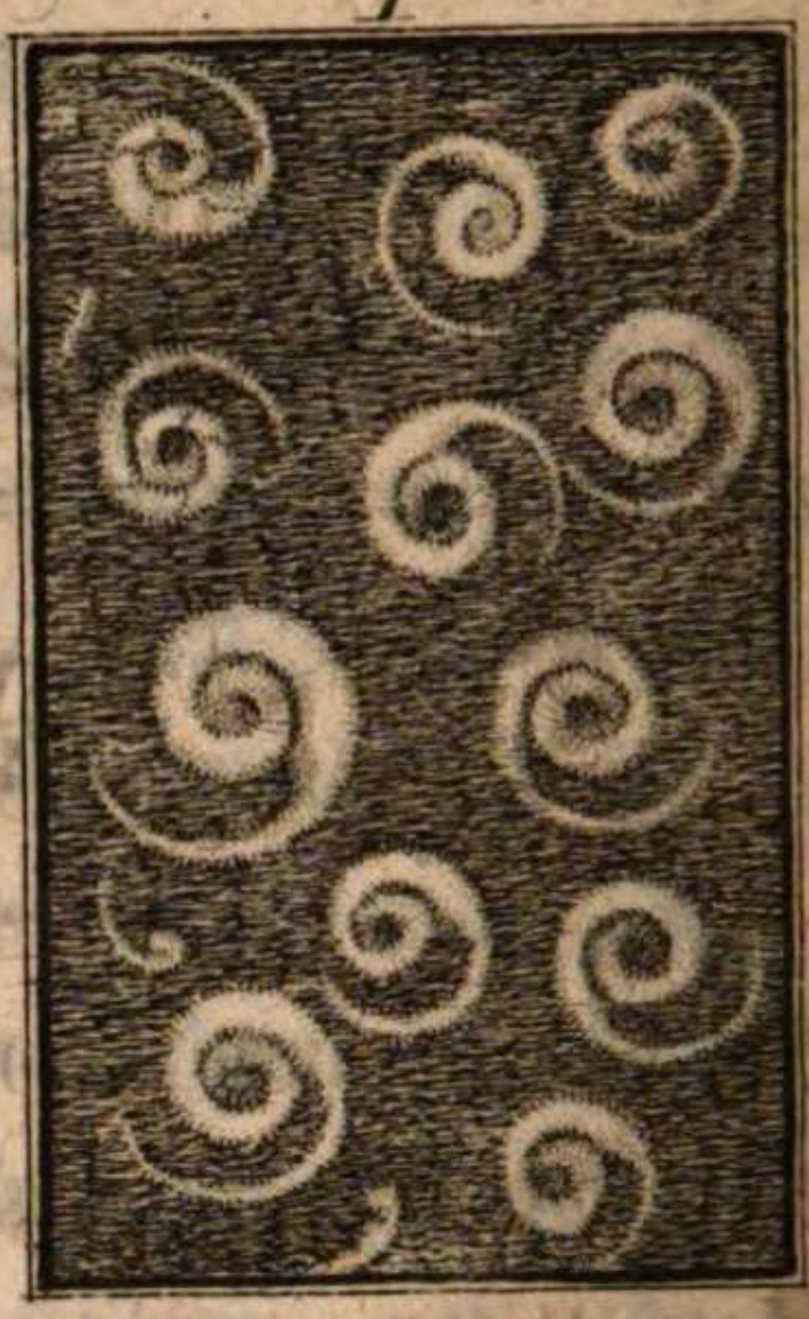
Ein

Ein junger Mensch, der, wie Haller sagt, die Welt nur aus den Büchern kennt, dieser sieht eine Ungerechtigkeit, eine Mißhandlung seines Nebenmenschen mit weit andern Augen an, als ein betagter Mann, den die lange Erfahrung weise, das ist, gelassen gemacht hat. Die Gelassenheit ist schier niemal die Tugend eines Jünglings. Ein Jüngling läuft immer gerade zu. Hitze und Uebereilung sind seine Gefährten. Ein Unrecht, das ihm begegnet, muß gerächet, oder wenigst geahndet seyn. Er flucht, er stampft, er knirscht. — Und warum? weil das jugendliche Feuer gähling entbrennt, und nicht leicht anders, als durch eine mehrentheils ihm selbst schädliche leichtsinnige Handlung gedämpfet werden kann.

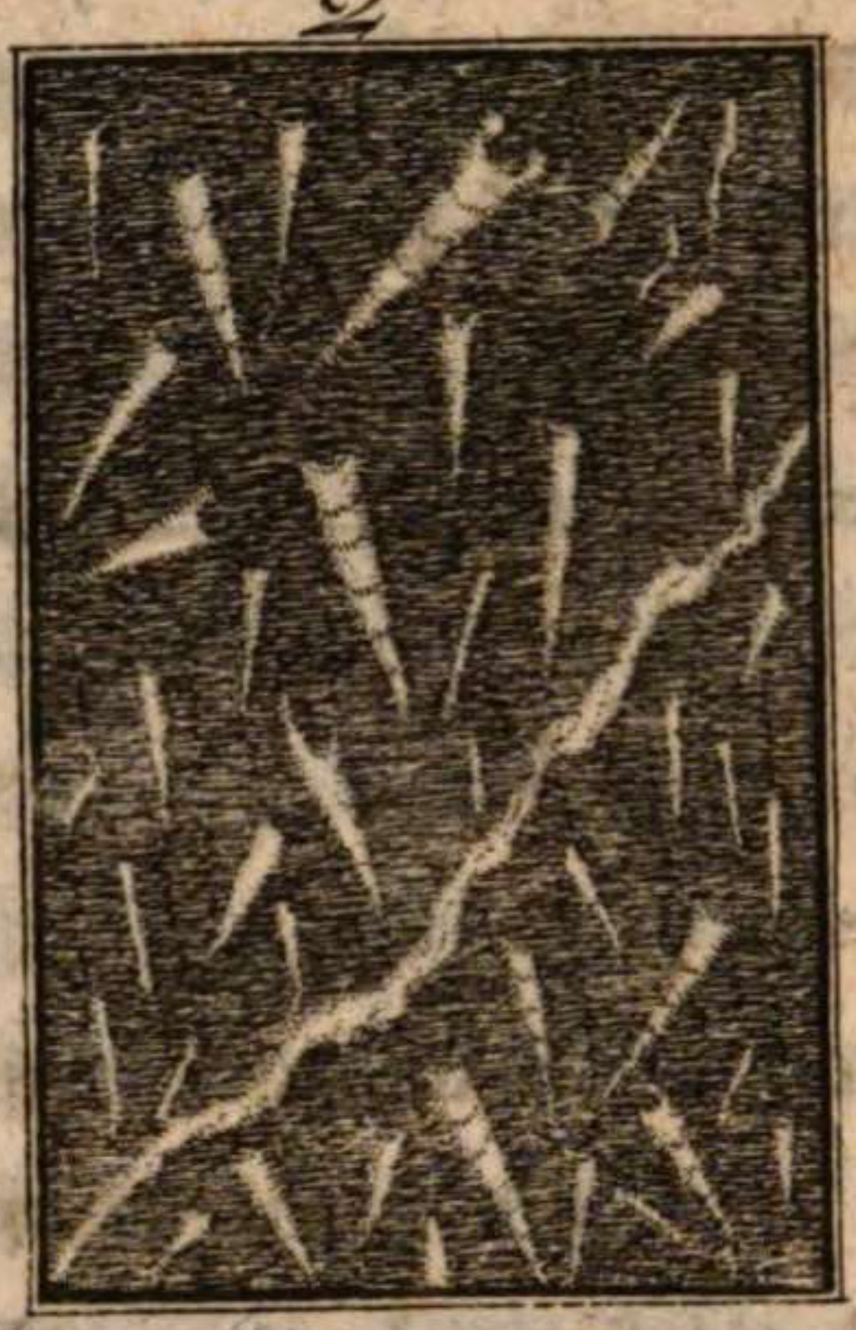
(Der Beschluß folgt.)

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme, und bey Herrn Karl Mautz in dem sogenannten Wasserburgerladen ausgegeben.

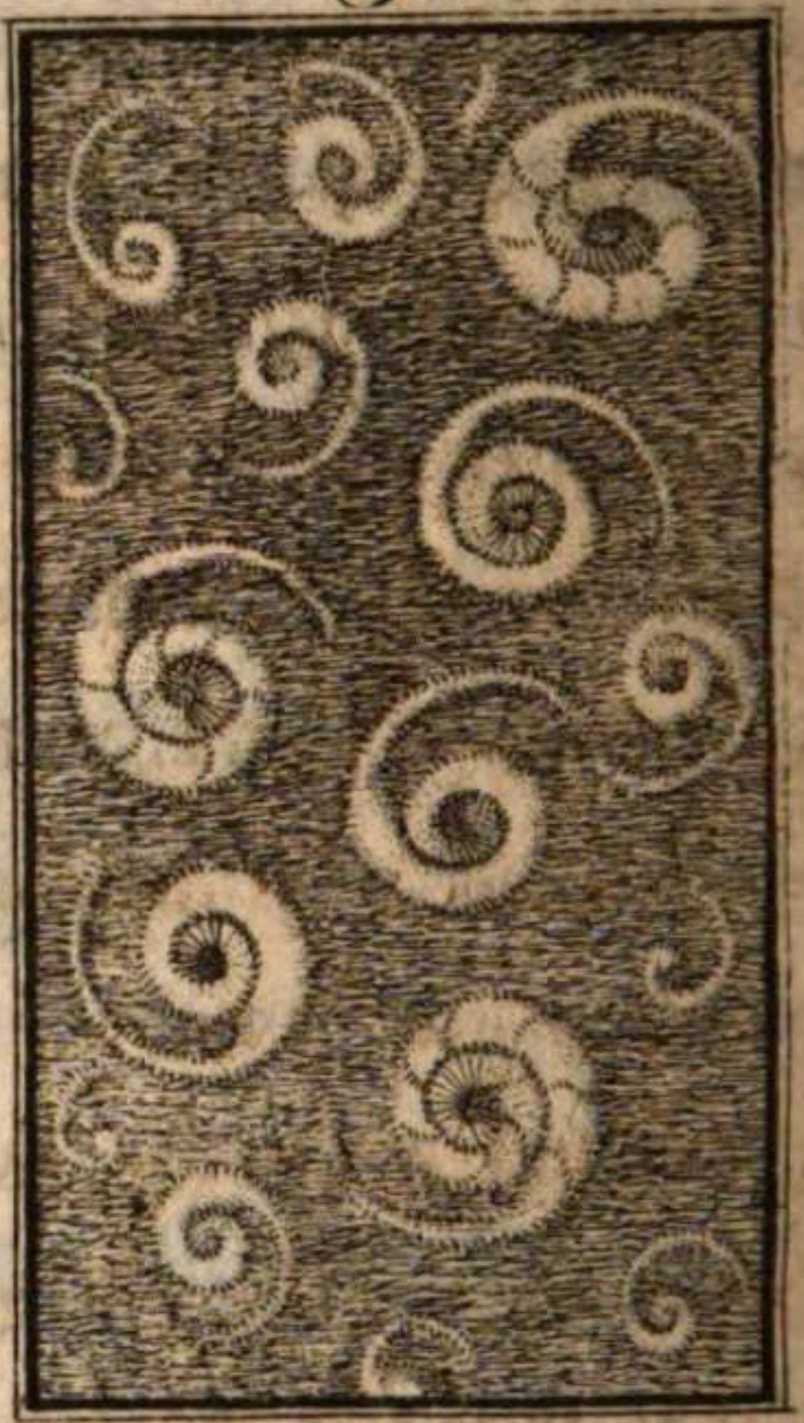
1



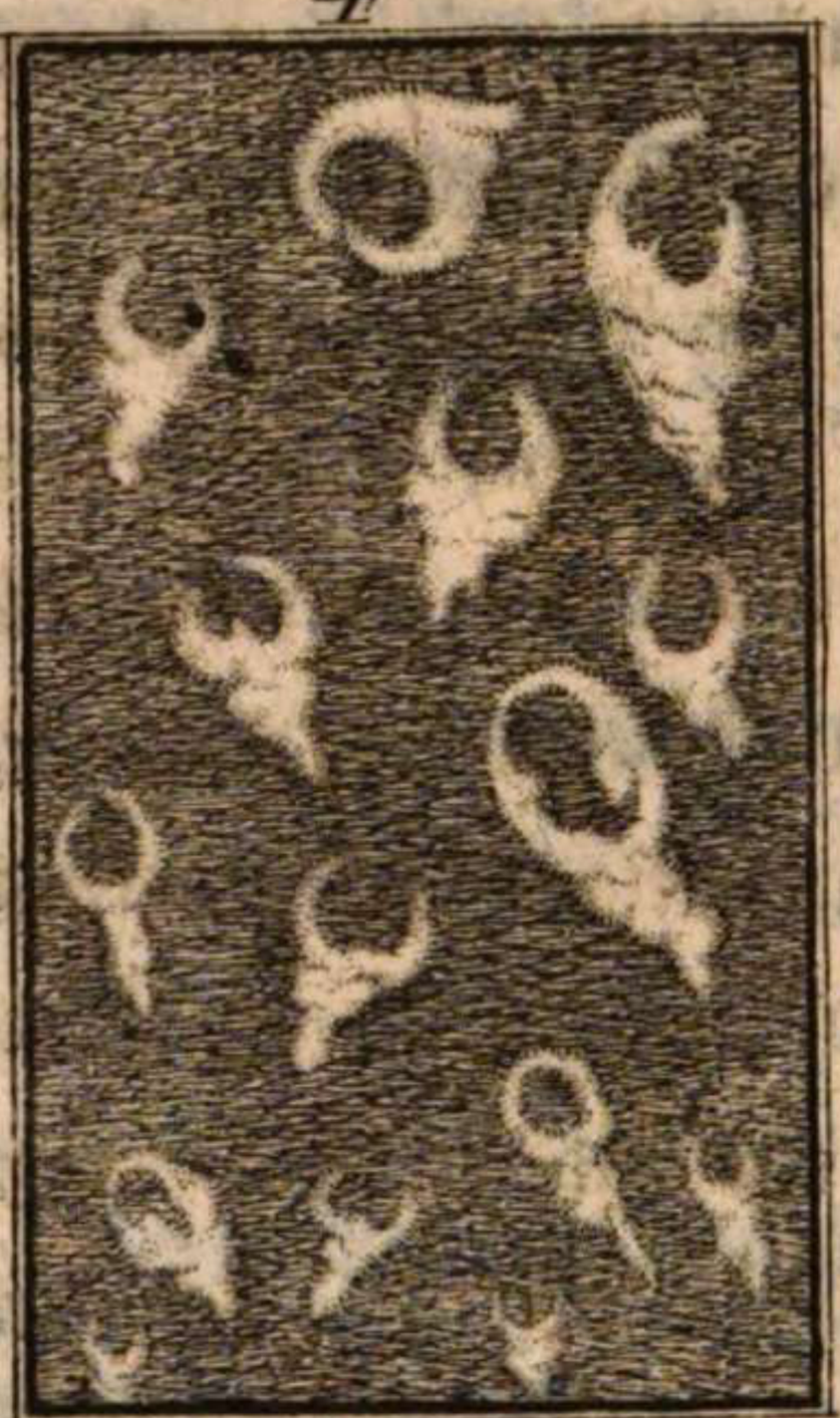
2



3



4



Der
Patriot in Baiern.

Vierzehntes Stück.
München den 20 October, 1769.

Der Marmor.

Der Gebrauch des Marmors ist so alt, daß man die Zeit, zu welcher er zu den menschlichen Nothdurften so wohl als Vergnügen zu erst ist angewendet worden, unmöglich bestimmen kann. Gewiß ist es, daß, sobald die Menschen ihre wilde und rauhe Lebensart abgelegt, die Wälder und Wildnisse verlassen, Gemeinde zu gestalten, und Städte zu bauen angefangen haben, so haben sie auch zu gleicher Zeit sich des Marmors zu gebrauchen angefangen, und allerhand nützliche, und prächtige Sachen daraus zu machen sich bemühet. Da aber die freyen Künsten besonders in Griechenlande und Italien empor gestiegen sind: so weis man, wie weit die Baumeister ihre Kunst in Ausarbeitung des Marmors getrie-

ben haben. Kein vornehmes Haus, kein Tempel, kein öffentliches Gebäude wurde aufgeführet, bey welchem der Marmorstein nicht unter den größten Zierden desselben zu rechnen war. Die größten Kunst- und Meisterstücke des Alterthums, welche die Kenner noch heut zu Tage in Verwunderung setzen, sind von den berühmtesten Bildhauern fast alle aus Marmor verfertiget worden. Die Ursache davon liegt am Tage. Keine Materie läßt sich leichter in allerley beliebige Figuren stalten, als eben der Marmor. Der Glanz, welchen seine Oberfläche durch das Polieren erlanget, ist überaus reitzend. Die vielfältigen Farben, mit welchen er oftmals pranget, ergötzen das Aug ungemein. Sein hauptsächlicher Vorzug aber besteht in der Härte, und Festigkeit seiner Theile, wodurch er den Anfällen der Zeit länger als alle andere Körper, die Metalle allein ausgenommen, zu widerstehen im Stande ist. Er muß aber von auswärtigen und ungefähren Zufällen sorgfältig bewahret werden.

Die Lithologisten, oder Steinverständigen pflegen die Marmor in verschiedene Classen einzutheilen, theils in Ansehung der Festigkeit des Steins, da einige

nige Marmor weicher, andere härter gefunden werden, theils wegen der Farbe ihrer geschliffenen Oberfläche, indem viel davon einfärbig, als weiß, roth, schwarz ꝛc. sind, nicht wenig aber vielfärbig angetroffen werden; theils wegen des Orts, in welchem sie gegraben werden, als die parischen, lybischen, aegiptischen der Alten, oder die heutige afrikanischen, italienischen, tyrolischen, deutschen Marmor.

An der letzten Gattung von Marmor ist unser Baiern gar nicht arm: in vielen Orten des Vorgebirgs, am Ufer der Donau und in manchen andern Gegenden hat es die prächtigsten Marmorbrüche aufzuweisen, welche an Feine der Materie, an Vielfältigkeit der Farbe, an Schönheit der Politur, und an Festigkeit des Steins den übrigen Marmorn Deuschlands wenig oder gar nichts nachgeben. Ja, wenn unsere Marmor nicht zuweilen so stark mit Schwefel vermischet wären, wodurch sie in der offenen Witterung fruhzeitig Ritze und Spaltungen bekommen, so konnten sie an Schönheit so wohl als an Güte, mit den meisten Marmorsteinen Europens streiten. Sie sind mithin unter dem Dache, da sie dem Wetter

nicht ausgesetzet sind, mit vielem Vortheile zu gebrauchen. Zu verwundern daher, ja zu bedauren ist es, daß man bey uns in den Häusern der Großen, und besonders in den Kirchen so wenig Geräthe von diesem so herrlichen einheimischen Product der Natur verfertigen läßt, da man jährlich besonders bey offentlichen Gebäuden beträchtliche Geldsummen um gebrächliche hölzerne Zeuge auslegt, welche noch dazu, damit sie dem Auge einigermassen gefallen mögen, mit Golde bedecket werden müssen.

Es mag sich wohl zu einer andern Zeit Gelegenheit geben, von unsern vielfältigen baierischen Marmorn eine weitere Untersuchung anzustellen. Heut habe ich mir vorgenommen, eine besondere Art von unserm Marmor zu beschreiben, welcher zwar nicht so viel wegen seiner Vortrefflichkeit und Güte, als seiner besondern Eigenschaften halber wohl betrachtet und untersucht zu werden verdienet.

Es wird dieser Marmor in der Oberpfalz zwischen den Dörfern, Berg, Meilhofen, Elsbach und den umliegenden Oertern des Churfürstl. Pfleggerichts

Heim-

Heimburg in großer Menge angetroffen. Von undenklichen Zeiten her haben die in dieser Gegend wohnhaften Bauern, und die benachtbarten Burger zu Neumarkt sich dieser Steine, welche sehr leicht zu brechen, zum Theile auch schon über der Erde bloß da liegen, zu ihrem Bauwesen mit Nutzen bedienet. Erst im Jahre 1753. hat Johann Friederich Bauder Burger zu Altdorf den wahren Werth und die Kostbarkeit dieses Marmors mehr durch einen glücklichen Zufall, als durch vieles Nachsuchen, wie es bey dergleichen Erfindungen zu geschehen pflegt, eingesehen. Er ließ verschiedene Stücke davon, welche ihm als was besonders vorkamen, auseinander sägen, schleifen und poliren; und dadurch die Feinigkeit des Steins sowohl als die Seltenheit der darauf sich zeigenden Figuren mit vielem Vergnügen entdecket.

Der Grund oder Körper des Marmors ist von einer schwarz-grauen Farbe, und sieht dem sachsischen sogenannten Serpentinsteine nicht unähnlich, außer daß die Oberfläche des polirten Marmors viel dünkeler und gleichförmiger in der Farbe ist als der Serpentinstein. Weil sein Schrott weicher angetroffen

wird, als die Marmor zu seyn pflegen: so läßt er sich überaus leicht arbeiten, und ungemein gut drehen. Der Abgang der Härte verhindert ihn im geringsten nicht eine prächtig glanzende Politur anzunehmen. Diese ungewöhnliche Eigenschaft unsers Marmors ist zweifelsohne der Dichtigkeit und der Subtilität seiner Bestandstheile zuzuschreiben; welche, ob sie schon was weicher sind, doch sehr eng aneinander stehen, folglich eine glatte und einförmige mithin glanzende Oberfläche darstellen.

Auf dem geschliffenen schwarz-grünen Boden zeigen sich sehr viele überaus wohl conservirte Conchilien, Ammons-Hörner nämlich und Belemniten, welche zu einem meistentheils weißen, zuweil aber auch zu einem braunlichten halbdurchsichtigen und patartigen Quarz versteinert worden sind. Es finden sich auch Stücke davon, welche Morcasitadern durchdrungen haben: andere führen ganze doch kleine Lagen von Steinkohlen bey sich. Zuweilen zeiget sich unter den Muscheln ein eingesprengter Schwefelkieß. Das sonderbareste dabey aber mag wohl dieses seyn, daß die verschiedene Arten von Conchilien lagweise in dem

Steine gefunden werden, das ist, in den oberen Theilen des Bruchs bis an eine gewisse Tiefe, die aber nicht überall gleich ist, sind keine andere Conchilien, als Ammons Hörner Fig. I. anzutreffen. Wenn diese aufhören, kommen lauter Belemniten vor Fig. II. Gemeiniglich zeiget sich zwischen diesen beyden Lagen ein Raum, in welchem zwar kein Marmor, wohl aber allerhand Versteinerungen als Ammons Hörner, Muscheln, Holz, Kohlen und dergleichen gefunden werden, welche ohne Unterscheid der Schwere in der größten Verwirrung untereinander daliegen.

Der Marmorbruch selbst streichet flötzweise unter der Erde her, und giebt Steine fast von beliebiger Größe. Man hat wirklich in demselben Stücke von 10, 12 und mehr Schuhe in der Länge, von 5 bis 6 Schuhe in der Breite, und über 3 Schuhe in der Dicke gebrochen. Uebrigens hat dieser Stein alle Kennzeichen und gewöhnliche Eigenschaften des Marmors. Er nimmt, wie oben gesagt worden, eine schöne Politur an. Er löset sich in den sauren Säften und Geistern geschwind auf. Er giebt mit dem Stahle keine Feuerfunken, und wird durch ein mittelmässiges Feuer zu Kalke gebrannt.

Es ist heut zu Tage bey den meisten Naturforschern fast keine zweifelhafte, sondern eine ausgemachte Sache, daß nicht nur alle Marmor, sondern alle Kalksteine, wovon der Marmor eine Gattung ist, ihren Ursprung dem Thierreiche zu danken haben: das ist, aus der Vernunft sowohl, als aus der Erfahrung hat man hinlängliche Ursachen gefunden, zu behaupten, daß das Grundwesen aller Kalkartigen Steine aus dem zermalmeten und auf tausenderley Art durch Länge der Zeit, und Umstände der Oerter veränderten Theilchen der animalischen Körper entstehe.

Hier ist aber der Ort nicht, eine weitläuftige, und vollständige Untersuchung dieses Satzes der Naturlehre anzustellen. Die Bücher und Abhandlungen der neueren Naturforschern sind voll davon. Diese können mithin gelegentlich zu Rathe gezogen werden.

Aber bey unserm oberfälzischen Marmor kommen einige besondere Umstände vor, welche der Wissenbegierd eines Nachforschers der so wunderlichen als uns so verborgenen Natur gar nicht unwürdig zu seyn scheinen. Zum Beyspiele: woher kommt es, daß

just diese nämlich die Ammons Hörner, und die Belemniten, und keine andere Conchilien bey diesem Marmor in ihrer vollkommenen Gestalt erscheinen? Anfangs bin ich auf die Gedanken gefallen, solches möchte daher entstanden seyn, weil die Ammons Hörner und die Belemniten von einer härteren und festeren Materie zusammen gesetzet zu seyn scheinen, als die meisten Gattungen der Conchilien. Aus dieser Ursache hätten sie in der Vermischung mit den übrigen Theilen des Marmors durch ihre eigne anziehende Kraft beysammen bleiben müssen, ohne daß sie den neben liegenden Substanzen wären einverleibet worden. Ich würde in meiner Meynung bestärket, als ich eine italiänische Marmorblatte F. III. zum Gesichte bekam, worauf eben die Ammons Hörner, und keine andere Conchilien auf das natürlichste theils in ganzen Figuren, theils aber in abgebrochenen Stücken abgebildet sind. Da ich aber der Sache weiter nachforschte, fand ich den italiänischen sowohl als den pfälzischen Marmor fast durchaus von einer Härte. Ja, wenn je ein Unterschied der Härte anzutreffen ist: so sind diejenigen Theile derselben, welche mit Conchilien nicht besprenget sind, just die härtern Stücke

des Marmors. Folglich kann man die Erhaltung dieser Conchilien in unserm Marmor weder ihrer eigenen Härte, noch der Weichigkeit der übrigen Bestandtheile des Steins mit Grunde zu schreiben. Ich glaube vielmehr, daß die Erhaltung dieser oder jener Conchilien in diesem oder jenem Marmorsteine daher zu leiten sey, weil just dieses und kein anders Muschelwerk unter der Materie vorhanden gewesen, da die ganze Massa in Marmor verwandelt zu werden angefangen hat. Es mag auch viel dazu beytragen, daß die noch weiche Materie des Marmors nicht zu sehr durch starke Bewegungen untereinander getrieben, und vermischt werde. Denn in einen solchen Ruhestande werden die Theile einer jeden Materie leichter beysammen bleiben, und auf solche Weise, wenn sie wirklich in Steine verändert worden, ihre alte Figur und Stellung entweder gänzlich oder wenigstens zum Theile erhalten.

Daß weder die Härte der thierischen Substanzen, noch die Weichigkeit der übrigen Bestandtheile des Steins zu der Erhaltung der Conchilien in den Marmorn was hauptsächliches beyträgt, das bewei-

set noch weiters und fast handgreiflich ein Stück besondern Marmors Fig. IV. welcher vor einigen Jahren in dem Iserstrome oberhalb der Stadt München von ungefähr gefunden und der Churfürstl. Akademie der Wissenschaften überliefert worden ist. Der Grund dieses Steins ist aschenfärbig. Die ganze Platte aber ist mit den Scheeren und anderen Theilen der Meerspinne, so zu sagen, durchdrungen. Die Körper der Meerspinnen sind von einer weißlichten Farbe, und haben ihre vollkommene Größe und Gestalt erhalten. Nun sind die zu Marmor gewordene Meerspinnen um ein merkliches weicher, als der graue Grund des Steins: zweifelsohne weil die Materie, woraus sie bestehen, nämlich die Körper der Thiere viel feiner und subtiler ist, als das stein- und kießartige Wesen, aus welchem der übrige Theil des Marmors zusammen gesetzet ist. Mithin, da wir die vermarmorte Thiere in unserm pfälzischen Steine sowohl, als in dem Marmor, welcher aus der Iser geholet worden, etwas weicher, als den übrigen Grund des Marmors gefunden haben: so kann die Härte der Materie unmöglich als die Ursache angegeben werden, daß sich die Conchilien nicht vollkommen mit den übrigen Thei-

len

len des Marmors vereinigen: sondern ihre eigne Bestandstheile und alte Figur stäts entweders gänzlich oder zum Theile erhalten.

Die zweyte Frage, nämlich wo es eigentlich herkomme, daß einige Lage unsers pfälzischen Marmors nur Ammons Hörner, andere Lage aber lauter Belemniten in sich führen, läßet sich aus den schon beygebrachten ziemlich wohl erörtern. Denn daraus siehet man ganz klar, daß nur solche Conchilien auf dem Steine erscheinen können, welche unter der Materie, da sie in Marmor verwandelt zu werden begunte, wirklich zugegen waren, sie mögen alsdenn Ammons Hörner, Belemniten oder andere Muscheln seyn. Aber die große Schwierigkeit besteht darinn: wie hat sich in dem nämlichen Steinbruche die Ammons Hörner nur in einer bestimmten, die Belemniten aber in einer andern auch bestimmten Tiefe der zu Marmor werdenden Materie finden können? Diese Wirkung von der eignen Schwere der verschiedenen Conchilien herzuleiten, nämlich als wenn die Belemniten als die schwerern Körper nothwendiger Weise unterliegen, die Ammons Hörner aber als die leichteren oben schweben

müß-

müßten, wäre eine eitle Ausflucht: Einmal weil die wahre und eigne Schwere dieser Muschelwerke unmöglich bestimmet werden kann, denn weder die eine noch die andere Gattung von diesen Conchilien werden heut zu Tage anders als in Stein, Spat, Kieß, Metall und dergleichen Körper verwandelt angetroffen. Zweytens wenn man auch den Unterschied der Schwere dieser Substanzen auf das genauste gefunden hätte: so könnte ein solcher Unterschied der Schwere in unserm Falle nicht entscheiden. Denn die eine Sort sowohl als die andere müßte in einer weichen Materie, wie wir die unsere vorstellen, zu Boden fallen; folglich weder die Ammons Hörner noch die Belemniten eine besondere Höhe behaupten.

Es bleibet uns also nichts, diese ziemlich seltsame Erscheinung der Natur zu erläutern übrig, als daß wir behaupten, die verschiedenen Conchilien wären nicht zu gleicher Zeit in diese Gegend, wo sie jetzt gefunden werden, geführet worden: sondern die Belemniten, welche die untersten sind, wären schon eine geraume Zeit vorher durch einen Ausbruch des Meers oder sonst durch einen Zufall dahin geschwemmet wor-

den, und hätte Zeit genug erhalten, eine solche Festigkeit zu erlangen, daß sie mit der Erde und den übrigen sich da befindlichen Körpern eine so harte und feste Massa formiret, daß das Wasser, so die Ammons Hörner nach der Zeit eben dahin durch was immer für einen Zufall geleitet hat, sie aufzulösen nicht mehr im Stande war, folglich, daß sie als die letztern oben zu bleiben gezwungen und nach und nach in Marmor verwandelt worden.

Ich gestehe, daß diejenigen, welche alle dergleichen Zuführungen der allgemeinen Sündfluthe allein zuzuschreiben gewohnet sind, mit dieser Auslegung schwer zu rechte kommen werden. Allein man hat so viele hinlängliche, ja unwidersprechliche Proben von besondern Ueberschwemmungen, daß man nicht den geringsten Anstand nehmen kann, zuzugeben, daß auch unser Deutschland von der Erschaffung her, vielen und großen Veränderungen in Ansehung des Meers unterworfen gewesen.

Die Schweinmutter und die Löwinn.

Du bringst bey jeder Geburt nur ein einziges Junges zur Welt, sagte die fruchtbare Schweinmutter spottweise zur Mutter Löwinn.

Ja nur ein einziges antwortete die Löwinn, aber einen Löwen. *

Ihr Herren deutschen Dichter, sorget für die Vielheit eurer Geburten nicht. Gebähret die Tage eures Lebens nur ein Bändchen, aber ein Bändchen wie Haller.

* Aſop. Fab. 219. Tanaquil. Faber. Fab 11. Desbillon lib. 4. Fab. 1.

Die Nachtigall und der Vogler.

Eine gefangene Nachtigall bath den Vogler: Nur auf eine Minute entlaß mich, lieber Vogler! Sieh, hier — hier auf diesem unersteiglichen Felsen — hier liegt meine Brut, die ich eben gebohren. Sie verhungert, wenn ich sie nicht nähre. Ganz soll sie deine seyn, wenn ich nur ihr Leben rette.

Der Vogler bewogen durch die Bitte, gereitzt durch die Hoffnung öffnete den Käfig.

Philomele flog heraus, lachte dem Vogler ins Gesicht, und ließ ihm die Lehre zurücke: wer List braucht, soll keine Redlichkeit hoffen.

Der
Patriot in Baiern.

Fünfzehntes Stück.
München den 3 November, 1769.

Siegeslied eines baierischen Grenadiers nach der Schlacht bey Prag im Jahre 1620. *

Noch heiser von dem Feldgeschrey,
Kommt, Brüder, singet GOtt!
Kommt, singt den Sieg Maxmilians,
Und singt der Feinde Tod!

Hier stunden sie, auf diesem Berg, **
Umschanzt mit dem Geschütz.
Ha, riefen sie, wer Flügel hat,
Der stürme diesen Sitz!

* Die Gedächtniß dieses Sieges wird jährlich noch in München durch eine feyerliche Procession den nächsten Sonntag nach aller Heiligen Feste begangen, und diese Feyerlichkeit mag dem Dichter den Stof zu seinem Gedichte gegeben haben.

** Auf dem Weißenberge bey Prag.

Maxmiljan kam. Ein Engel trug
Die Fahne vor ihm her.
Voll Tapferkeit, voll GOtt, und Sieg,
Der Held, wie glänzte er!

Sein Degen strallte fürchterlich,
Noch Roth vom Oestreichs Blut. *
Es brann sein göttlich Angesicht
Von kriegerischer Gluth.

Auf, rief er, Kinder, folget mir,
Stürmt dieses Felsennest!
Die Feinde spotten eurer Zahl,
Und halten Siegesfest.

GOtt ist mit uns. Auf Felsen stolz
Verachten sie den Herrn.
GOtt ist mit uns. Er läßt umsonst
Sein Altar nicht entehrn.

Auf, stürmet mit mir Berg, und Feind,
Stürmt sie in vollem Lauf!
Werft Schanzen ein, baut mit dem Schwert
Aus Leichen neue auf! So

* Maximilian hatte eben das aufrührische Ober-Oesterreich wieder unter den Gehorsam des Kaisers gebracht.

So sprach er, und ein laut Geschrey,
Das bis zur Sonne stieg,
Rief ihm entgegen: Vater, führ
Uns Söhne zu dem Sieg!

Wie ein Orkan mit schneller Wuth
Durchstürmt der Erde Schoos;
So tobten wir, so liefen wir
Auf unsre Feinde los.

Sie stunden schon in Waffen da,
In ihrer ganzen Macht;
GOtt donnerte: sein Donner war
Die Losung zu der Schlacht.

Aus hundert Schanzen brach auf uns
Ein Kugelregen her.
In tausend Bomben flog der Tod
Auf unsre Scheitel her.

Erschrecklich! — Doch was schreckte uns
Bey dir, Maxmilian?
Wir giengen unter dir, o Held!
Wie Helden unsre Bahn.

Wir schossen Wall und Schanzen ein,
Wir übersteigen sie.
Da zitterte der Böhmen Herz,
Das unsre aber nie.

14) Wir griffen, wie die Löwen, an,
Wie Löwen in der Brut:
Und eine neue Moldau floß
Von unsrer Feinde Blut.

15) Doch seht! der rechte Flügel wankt,
Verfolget von dem Glück.
Komm, Craz * mit deiner Reuterey!
Buquoy ** weicht schon zurück.

16 Craz kömmt, und seine Reuterey
Durchbricht der Feinde Heer.
Nun fliehen sie — — Ihr größter Held
Prinz Anhalt ist nicht mehr.

Er

---

* Obrist der baierischen Cavallerie.

** Der General Buquoy, ein Niederländer, der die kaiserlichen Völker auf dem rechten Flügel commandirte.

Er fiel von Crazens tapfrer Hand;
Noch eine Ehr' für ihn!
Seht, Brüder, sehet Friederich
Den Winterkönig fliehn.

Er flieht: — mit Thränen in dem Aug,
Sieht er der Untreu Lohn.
Er sieht die Leichen seines Heers,
Und flucht auf seine Kron.

Der zage Böhme läuft nach ihm,
Was er nur laufen kann:
Treu seinem König in der Flucht
Läuft nach ihm Pferd und Mann.

So fiel beym Sturze Lucifers,
Der GOtt die Treu auch brach,
Mit Blitz und Donner hart verfolgt
Ein Heer von Engeln nach.

Ihr aber, Brüder, laßt sie fliehn,
Und singt, Victoria!
Maxmilian hat obgesiegt,
Triumph! Victoria!

In einer Stunde, welch ein Sieg!
Gab er als Held und Christ,
Dem Kaiser, was des Kaisers ist,
Und GOtt, was GOttes ist.

A. Zaubser.

Fortsetzung von der Leichtsinnigkeit.

Wir haben es schon oben erinnert, daß der Leichtsinn von einer Schmeicheley gegen sich selbst herkomme. Diese Schmeicheley ist eine Frucht der Eigenliebe, die uns allen so natürlich ist, die aber je ein Mensch mehr als der andere in sich herrschen läßt. Wir wollen nun die meisten Handlungen durchgehen, und sehen, wie unbemerkt sich dieser Leichtsinn einschleiche.

Man weis es ohnehin aus der Erfahrung, daß sich ein Laster niemal gleich vom Anfange in seiner völligen Größe zeiget. Ein Sprichwort bestätigt die-

se

se Wahrheit; mit kleinen Lastern, heißt es, fängt man an, mit großen hört man auf. Ein Geitzhals ist zuerst gewiß nichts, als ein häuslicher Mann. Er denkt an seine Umstände, an seine Menge unerzogner Kinder, an sein Weib. Diese alle sind verloren, wenn ich sterbe, fällt ihm ein, ich habe kein Vermögen, ich hinterlasse ihnen wohl noch Schulden, ich muß wirthschaften. — — Wie vernünftig heißt nicht dieses gedacht? Aber weiter. — — Frau, sagt er, wir dürfen sparsam seyn, wir müssen mehr zu Rathe halten. Ob der Magen mit Gemüse, oder mit Bratten ersättiget wird, wird ihm wohl einerley seyn, wenn er nur Nahrung hat; ob wir in Seide, oder Tuch gekleidet gehen, ist eben das, wenn wir nur ehrlich bedeckt, der Kälte, und andern Umständen geschützet sind. Die Leute geben uns nichts, sie lachen, wenn wir groß thun. Wir müssen zuerst unsre Glaubiger befriedigen, und dann auch für die Zukunft, und unsre Erben sorgen. — Noch immer gut, noch ist der Vorsatz untadelhaft. — Die Frau billigt seine Anschläge. Durch die Häuslichkeit erspart er an tausend Gulden jährlichen Einkünften schier gar die Helfte. Die Schulden sind nun bezahlt, und

welch ein Trost! — fünfzig Dukaten dieser schöne Ueberrest liegt in einem kleinen Kästchen. Lächelnd nimmt er die Frau, die davon noch nichts weis, bey der Hand, führt sie zum Kästchen, zeigt ihr sein Gold, sieh, meine Freundinn, spricht er, sieh da die Frucht unsrer Sparsamkeit, bald werden sich diese Dukaten vermehren, und dann, was meynst du, was sollen wir anfangen? — Leihen wir auf Pfänder, oder auf Interesse? Nicht wahr, Frau, anders nicht, als auf unbewegliche Güter gegen 8 pro Cent? Mancher dankt uns noch dafür. — — Jetzt ist der Schritt gethan. Der Geitz hat sich des Herzens bemächtigt, und aus einem sparsamen Hausvater wird der schändlichste Wucherer, ein karger Filz, ein Betrüger, ein ungerechter Bösewicht.

So ist es mit allen Lastern beschaffen. Die meisten haben einen erlaubten Anfang zum Grunde. Der Mensch bemerkt den Zeitpunkt nicht so leicht, wo er von dem ersten guten Vorsatze abweicht. Denn diese Abweichung geschieht auf eine so feine Art, daß nur ein gesetzter, standhafter Weiser die Veränderung seiner Gesinnungen unterscheiden, und sich noch

in

in der Zeit zurückziehen kann. — Was wird es wohl bedeuten, sagt ein Bedienter, wenn ich meinen Herrn, einen Besitzer von Millionen, um ein paar Groschen betrüge? Ihm schadet das gewiß nicht, und mir kömmt es zu Gute. — — Diese Rede hat den Schein der Wahrheit; der Vernünftige kennt den Fallstrick allein; es mag schaden oder nicht, denkt er, dadurch werde und bin ich gleich ein Betrüger.

Wir erzittern allzeit, wenn wir die reifen Laster an ihrem Ziele, bey ihrem gänzlichen Ausbruche betrachten. Wir erschrecken aber selten über ihre Kindheit, das ist, über ihren ersten Keimen. Wir sehen das Laster immer durch zweyerley Gläser, durch einen Blendspiegel, wenn wir es in unser Herz aufnehmen, und durch ein Microscop, wenn wir es zu Stande gebracht haben. Die erste böse Handlung scheint sehr klein, unschädlich, und ungefährlich, denn sie schmeichelt unsern Sinnen. Die letzte wird uns ein Riese, wir beben, wir erröthen, wir finden sie manchmal noch größer, als sie in der That ist. Die Menschen sind nie so böse, daß sie einen offenbaren Frevel nach vollkommener Einsicht begehen.

Die Leichtsinnigkeit stürzt sie in die Sünde, und das Schrecken in die Verzweiflung. Glückselig ist derjenige, der sich entweder von der Leichtsinnigkeit nicht übereilen, oder von der Größe der zu spät erkannten Bosheit zu keiner Hartnäckigkeit verleiten läßt.

Melamp, und der freye Hund.

Wie kannst du doch deinen Herrn lieben, sagte der freye Hund zu dem Melamp: du bist ein Sklav seiner Einbildung; du must seinem Willen gehorchen. Ja widersetzte Melamp, ich habe einen Herrn; er sorget aber für mich, und du must immer das Opfer des Stärkern seyn.

A. C. S.

Brief von der Standhaftigkeit im Unglücke.

Mein Freund!

Deine Unglücke sind die meinigen; das menschliche Leben ist mit Uebeln umgeben. Verdruß überwieget die Freude, und du mußt lernen dein Geschicke zu ertragen. Die Liebe ohne Hoffnung ist die Quaal des Jünglings; ein fehlgeschlagener Ehrgeitz die Peyne des Manns; und ein unnützer Geldgeitz das Weh des Alten. Diesen Anfällen ist unser Leben ausgesetzet, und man muß mit Gewalt dem Ungewitter widerstehen. Setze der Liebe die Zerstreuung entgegen; rühme dem Ehrgeitzigen die Süße des Friedens; dem Geitzhals die Nähe des Todes, und der Lauf des Lebens wird, wo nicht angenehm, jedoch erträglich seyn. — Die Menschen beklagen sich immer, daß sie die Ruhe nicht finden; sie sollten sie nicht suchen: was sie kränken därfte, ist, daß ihr Herz ein Feind von jener Ruhe ist, nach welcher sie seufzen

zen ; sie müssen ihnen selbst ihre Unzufriedenheit zuschreiben. — Sie möchten in dem kurzen Laufe ihres Lebens tausenden Begierden genugthun, wovon eine jede unersättlich ist. — Ein Monath gehet vorbey ; ein anders folget nach ; — Das Jahr endet sich, und fanget wiederum an. Der Mensch ist aber immer beständig in seiner Thorheit, immer hartnäckig in seinen Vorurtheilen. Für den Weisen ist jedes Land, jeder Fleck der Erde gut. Demselben ist eine Flur wie der angenehmste Garten ; ein fruchtbringender Bach wie die spielenden Wässer ; das Schmettern verbuhlter Nachtigallen, wie der lieblichste Wohllaut von einem Chore Virtuosen.

Das menschliche Leben ist eine Reise, die man ohngeachtet allem Ungewitter vollenden muß. Ist der Weg im Anfange rauh, und gefährlich, so wird er zum Ende gelinder, oder man lernt durch die Gewohnheit, seine Ungleichheit zu erdulten.

Ich ritt einst auf einem schlechten Esel. Ich sah vor mir einen Menschen auf einem stolzen Pferde, und dieses schmertzte mich — Allein ! ich warf die

Augen

Augen zurück, und erblickete einen Haufen unglücklicher Leute, die von schweren Bürden gedrückt zu Fuß gehen mußten. Ich beweinte ihr Unglück, und dankte dem Schöpfer, der mir den Esel gegönnet hatte. — Lebe wohl.

A. C. S.

Der Aff, und der Pelican.

Du nimmst den Jungen das Leben, sagte der Pelican zum Affen, ich aber eröffne die Brust um sie dem Tode zu entreißen. Wie entfernt sind diese Gegenstände? Ja widersetzte der Aff: die Gegenstände sind nicht gleich, das Ziel ist aber einerley. Die Wirkungen der Eigenliebe sind verschieden.

A. C. S.

Der Hirtenknab, und die Nachtigalle.

Ein Hirtenknab hörte lange dem lieblichen Gesange einer Nachtigall zu. Du magst singen, so lange du willst, sagte er endlich zur Philomele, mir gefällt doch der Uhu beßer.

So ohngefähr urtheilte unlängst einer meiner Nachbarn, dem Sautel beßer gefiel als Ovid; und Stoppe beßer als Leßing.

Die Wahrheit.

Einst stellte sich die Wahrheit wieder
Auf unsrer bösen Welte dar,
Und ließ sich nochmal bey uns nieder,
Da, wo sie längst entflohen war.

Allein! sie hatte nichts zu hoffen
Als Unbild, und verwegnen Spott.
Das kleinste Haus stund ihr nicht offen,
Und keinen rührte ihre Noth.

Bald sprach sie einen Advocaten
Um einen kleinen Winkel an.
Doch! der bewies aus Rechtstractaten,
Daß er ihr keinen geben kann.

Bald kam sie zu den Astrologen,
Und bald zu den Poeten hin.
Ach! rief sie: seyd mir doch gewogen,
Weil ich die liebe Wahrheit bin.

Was? Wahrheit — riefen die Barbaren:
Was ist das für ein seltsam Thier?
Du kannst dich mit der Dummheit paaren.
Geh nur! wir brauchen dich nicht hier.

Gleich gieng sie — Doch nicht zu den Dummen;
Nein! da trift man sie auch nicht an.
Sie blieb: — und wo? — bey einem Stummen —
O! daß doch der nicht reden kann!

Carl von Ferg.

Diese Wochenblätter sind auf allen Postämtern zu haben, und werden alle Freytage bey Herrn Johann Nepomuck Fritz, Buchhändler nächst dem schönen Thurme und bey Herrn Karl Mautz, in dem so genannten Wasserburgerladen ausgegeben.

Der
Patriot in Baiern.

Sechzehntes Stück.

München den 10 November, 1769.

Das
wahre Glück der Menschen,
ein moralisches Gedicht.

Betrogne Sterbliche! welch Tand umringet nicht
Den irrenden Verstand, und eures Geistes Licht?
Ihr sucht ein wahres Glück, ein dauerhaft Vergnügen,
Und jeder falscher Schein kann euer Herz besiegen?
Ihr sucht, ihr schwitzt, ihr kämpft. Das Licht der Mitternacht
Der Mond durchläuft sein Ziel, da ihr noch ängstig wacht.
Was aber ist der Lohn für die schlaflosen Stunden?
Habt ihr die wahre Ruh durch Müh und Schweiß gefunden?

Was, Ruhe? Nein ein Amt, ein reiches Capital,
Den herrlichsten Pallast, ein recht kostbares Mahl,
Der großen Gunst und Gnad, des Adels hohe Würden,
Solch Gut erhaschtet ihr, und dieses Gutes Bürden.
Nicht Reichthum, Herrlichkeit, Gewalt, Ansehn, und Pracht,
Nein, Ruh und Tugend nur ists, was uns glücklich macht.

Ein Edelmann lebt gut, doch Angst und stäte Sorgen
Erwachen auch mit ihm an jedem freyem Morgen.
Bald fährt des Donners Stral in sein Gewölb hinein,
Bald soll sein Meyerhof der Flammen Opfer seyn.
Bald kreutzet auf sein Feld des Hagels stürmend Wittern,
Und bald begräbt ihn selbst ein gähes Erderschittern.

Wann rastet Harpax wohl? Ist er nicht stäts bemüht,
Wie er sich Schätze spart, und Gold in Schränke zieht?
Vor Sorgen stirbt er halb. Zwar täglich wird er reicher,
Doch stäte Wachsamkeit macht ihn auch täglich bleicher.
Er lacht, wie Crassus*, nie, als wann ein neues Gut,
Das er den Armen stahl, in seinem Kuffer ruht.

Schweiß,

* Der römische Feldherr und Triumvir Crassus soll nach Ciceros und andrer Bericht niemal gelacht haben.

Schweiß, Arbeit, Müh und Plag sind bey dem Geld vergraben,
Und diesen Thoren kann nichts als sein Mammon laben.
Hier liegt, spricht er, die Erndt, die ich mir eingebracht,
Zur Zeit, da andere bey Spiel und Tanz gelacht.
Allein man hört ihn doch stäts auf sein Prassen fluchen,
Da Frau und Kinder nur des Hungers Lindrung suchen.
Was hilfts nun, daß sein Gold schon die Gewölber senkt,
Wann endlich sich der Narr aus Furcht der Theurung henkt.
Dieß ist der Geitzgen Loos. Stäts Wachen, daß den Schätzen
Kein Häller nicht entflieht, dieß heißt bey ihm Ergötzen.
So lebt auch Epicur. Sein Mädchen ist sein Gott,
Und Wollust seine Ruh. Was folget? Siechthum, Tod.
Erast ein Sklav des Hofs, und auch ein Sklav der Würden,
Der weiter um nichts seufzt, als höher Aemter Bürden,
Schwingt sich vom Staub empor, erreicht den Adelstand,
Und wird jetzt als Marquis verehret und erkannt:
Wer ist so groß, wie er? Doch seht: die Stürme toben,
Erast fällt in sein Nichts, von dem er sich erhoben.

Der Menschen größter Theil mißt nach der Güter Zahl
Das wahre Glücke ab. Hört man nicht überall
Den prächtigen Suffen der Lüste wegen preisen?
Sein Tisch trägt kaum die Last der wohlgewählten Speisen.
Was Welschlands Paradies, und Tunquin, Persien
Für seltne Speisen schenkt, kann man bey ihme sehn.
Bald soll dem Schlemmer noch ab dem Tokayer gällen,
Und nächstens wird er sich canarschen Wein bestellen.
Sein hohes Blut entsprießt von alten Adelstand,
Und dieß verkündigt uns ein breitgewebtes Band.
Ein großes Rittergut nebst dreyßig Edelsitzen
Muß seinen Staat vom Schweiß der Unterthanen stützen.
Welch Schwarm von Dienern folgt dem hochgebohrnen Mann?
Drey stehn auf der Caroß', und einer läuft voran.
Er aber setzet sich in seinem sammtnen Wagen,
Der kaum, gleich ihm die Last so vieles Schmucks kann tragen.

Ist nun Suffen beglückt? Zwar Weisheit sucht er nicht,
Und Staatskunst schützt den Mann, wenn Tugend ihm gebricht.
Umsonst erinnert ihn der Laster das Gewissen,
Der Pöbel zittert nur vor dessen eitlen Bissen. **

O solch Vergnügen ist des Glückes äußrer Schein!
Kein Weiser wünscht wohl nie, so sehr beglückt zu seyn,
Ein wenig Brod und Milch, ein Haus mit Stroh gedecket,
Wo kein Endimion im Polster sich versteckt;
Ein Gärtchen ***, ein Stück Feld, ein schattenreicher Wald,
Ein Bach, der durch die Flur mit holdem Murmeln wallt,
Dieß freut denjenigen, den Ruh und Tugend zieren,
Den kein Pallast, kein Gold, nicht Pomp, noch Schimmer rühren.

** Sieh hierüber Rabeners Traum von den abgeschiedenen Seelen im 2ten Theile seiner Satiren.

*** Hoc erat in votis — &c. *Horatius.*

Der niemal knechtisch sich vom falschen Glücke bückt,
Das Laster niemal schätzt, ab keiner Macht erschrickt,
Partheylichkeiten flieht, nie glückliche erhebet,
Und in der Sicherheit mit einem Freunde lebet,
Der Fürsten nie aus Furcht, noch eignem Nutzen lobt,
Der, wenn das Glück ihn flieht, nicht wünschet, flucht und tobt,
Und voll Zufriedenheit sein Gut mit Armen theilet,
Nur dieser ist beglückt, nicht der nach Wirbeln eilet.

Ein Mann, spricht Tullius, ist ohne Geld geehrt: ****
Gold aber ohne Mann scheint mir verachtenswerth.
Der lebt gut, der versteckt nichts heischet vom Geschicke,
Und ist und bleibt vergnügt mit seinem eignen Glücke.
Drum schätzen wir das Rom, das einen Curius
Und Scipio gekannt. Mit freudigem Genuß
Durchlebten beyde froh nichts wünschend ihre Jahre,
Und giengen satt vom Ruhm mit heiterm Blick zur Bahre.

Noth oder Ueberfluß war ihnen nie zur Last,
Und ihrem Herzen blieb der Reichthum stäts verhaßt.

Gewiß

**** Ego vero malo virum, qui pecunia egeat, quam pecuniam, quæ viro. *Cicero Off. l. II.*

Gewiß ist es, ein Fürst, vor dem sonst viele zittern, *****
Muß auch sehr viele scheun, und fliehn der Aufruhr Wittern.
Denn Ruh und Sicherheit, die Weise nur entzückt,
Belebet oft weit mehr den Bauersmann, der pflügt,
Als stolze Könige, die in Gefahren schweben,
Und so beglücket nur in unsern Augen leben;
Die, da sie schwer von Gold stäts ihre Macht erhöhn,
Doch heimlich Sklaven sind von eignen Höflingen.
Und trift hier wahrlich zu, was mir Crispin erzählte
Dem nie Geschmack und Witz in den Gesprächen fehlte.

In einer Stadt, die groß und reich und herrlich war,
Und jedem, der sie sah, Bewunderung gebahr.
Ward unter anderen auch dieß Gesetz gehalten:
Ein König dorfte nur ein einzigs Jahr verwalten,
Da man ihn dann vom Thron in eine Wüste stieß,
Und unter mancher Quaal gleichwohl verschmachten ließ.
Statt königlicher Kost mußt er des Hungers sterben,
Statt Purpur, Zepter, Kron, arm und halb nackt verderben.

So giengs nun auch Admet. Er mußte jetzt dorthin,
Wo andre schon verfault, ins rauhe Elend ziehn.

***** Multos timeat oportet, qui timetur à multis. *Seneca.*

Indeß beschäftigt sich die ganze Stadt mit Wählen,
Um einen neuen Herrn auf ihren Thron zu stellen.
Ein Fremdling ward ersucht, der Anfangs widersetzt,
Doch bald sich an dem Glück, das ihn erhob, ergötzt.
Leichtsinnig glaubet er dem schmeichelnden Geschicke,
Und merkt und argwohnt nicht verstellter Bürger Tücke.
In herrischer Gestalt befiehlt und richtet er,
Und denkt nach Pöbelart an seinen Stand nicht mehr.

Doch einst auf einer Jagd geräth er in die Wilde,
Worinn der vorge Herr das strenge Schicksal fühlte.
Entfernt von Höflingen, da nur sein treuer Hund
In diesem öden Ort an seiner Seite stund,
Erblicket ihn Admet, hebt seine schwachen Glieder,
Kriecht unter Seufzer hin, und fällt beym König nieder,
Mit halbgebrochner Stimm fängt er zu reden an,
„ Des Glückes Aendrung sich an mir elenden Mann.
„ O Fürst! ich bin Admet, der jüngst vor dir regierte,
„ Den, wie dirs auch wird gehn, die Kron ein Jahr nur zierte,
„ Ich, den der Schmeichler Schaar, des schlauen Bürgers List,
„ Der uns ein lebhaft Bild des falschen Glückes ist,

„ Bis

„ Bis an die Stern' erhöht, damit der Fall sein schwe-
re,
„ Und dreymal schwerer noch, als eines schlechten wäre.
„ Wofern, o König! dir mein treuer Rath gefällt,
„ Trau nicht zu viel dem Hof, der dich auf Schwel-
len stellt,
„ Und täglich größer macht, trau nicht zu viel dem
Schmeicheln,
„ Der falschen Bürger, die dir jetzt so reitzend strei-
cheln,
„ Die Schätze deiner Stadt gieb treuen Dieneren,
„ Und laß sie heimlich fort in dieses Elend gehn.
„ So wirst du glücklich seyn, wenn du Betrüger trügest,
„ Und auf ein gleiches Recht die List mit List besiegest.
Der König ward erstaunt, und schaute starr den
Mann,
Der ihm so weislich rieth, voll milder Wehmuth an,
Und folgte seinem Rath. — Zwar ward sein Sturz
beschlossen,
Und er gleich anderen nach Jahresfrist verstossen.
Allein sein Fall war nicht dem Fall der vorgen gleich.
Er fand in seiner Ruh das beste Königreich.

Wahrsagungen auf das Jahr 1770.

Nescio, quomodo inhaeret in mentibus quasi saeculorum quoddam augurium futurorum, idque in maximis ingeniis, altissimisque animis et existit maxime, et apparet facillime.

Cicero.

Es ist dem Menschen eine natürliche Begierde angeboren, das Zukünftige vorherzuwissen. — Was werden wir wohl folgendes Jahr für Zeiten erleben? höre ich schon viele aus meinen Mitbürgern sagen: welche Neuigkeiten werden wir da wiederum sehen und hören? — Hier im Caffehause sitzt eine Zunft politischer Kannegießer. Der ganze Tisch, wo sie sitzen, ist mit real- und extra-Zeitungen, mit gereimten und ungereimten Blättern bedecket. — Welch fürchterliche Aspecten in Polen! sagt Meister Breme mit einer Mine voll Tiefsinn; Das folgende Jahr

muß

muß eines der blutigsten Jahre werden. Ich bin nur fürwitzig, ob Frankreich und das deutsche Reich noch ferner so ruhig zusehen können. — Das will ich auch sehen, sagt Meister Rehefuß. — Vieleicht will den Christen das Glück, daß sie künftigen Frühling Constantinopel bekommen: — und da hätten sie ja den geraden Weg nach Jerusalem. Der Prinz Heraclius wurde wohl die Hände auch nicht in den Sack stecken, und von dem persischen Hofe weis man ohnehin, daß er kein Freund zu den Türken ist. Gewiß, diese Gelegenheit sollten sich die europäischen Mächte zu Nutze machen. —

Vieleicht irren sie sich, meine Herren, sagt ein anderer Staatist, der eben in dem Almanach des zukünftigen Jahres herumblättert. Sehen sie, was für ein seltsames Ding in dem neuen Kalender bey dem Artikel von den Sonn- und Mondsfinsternissen, stehet. Dieses ganze Jahr, heißt es, wird sich der Mond niemals, welches was seltenes ist, in dem Erdschatten eintauchen. Was meynen sie? Wird durch den Mond

nicht die türkische Macht bedeutet, welche keine Finsterniß leiden wird? Oder warum sollte eben dieses Jahr, bey diesen Umständen keine Mondsfinsterniß einfallen? Ich habe auch die Philosophie studieret, und es hat mir nur am Gelde gefehlet, so wäre ich Baccalaureus geworden.

Hier schüttelt Herr D. Bramian, welcher der friedfertigste auf dieser politischen Synodo ist, seinen prophetischen Kopf. — Und ich glaube, sagt er, wir werden Friede bekommen. Der ewige Kalender sagt es auch. Denn Jupiter, der künftiges Jahr an die Regierung kömmt, ist ein Menschenfreund, und der friedsamste unter den Planeten — Was mit ihrem Jupiter! schreyt gleich ein anderer, und verschüttet vor Eifer seine Schaale Caffe; soll gewiß dieser Kerl den Frieden bedeuten? wie trocken würden alsdann unsre Zeitungen aussehen?

So reden und streiten diese Leute vom Frieden, vom Kriege, von Schlachten, und von Eroberungen; ein jeder nach seiner Neigung, aber zugleich ein jeder aus einem natürlichen Hange, das Zukünftige zu er-

errathen. Ich habe mich meines Theils niemals viel mit dem Kalender abgegeben. Die Prophezeyungen des Kalenders, er mag ein jährlicher, oder ewiger seyn, werden genug durch die Witterung widerleget. Doch bin ich allerdings mit jenen verstanden, welche das Zukünftige Jahr für eines der glücklichsten halten. Ich bin ein Cabalist; und welch ein Cabalist weis nicht, daß der Siebner, als die Hauptnumer des 1770sten Jahres die Numer der Ruh und der Glückseligkeit ist? Er ist aus zwoen göttlichen Zahlen, dem Dreyer, und Vierer zusammengesetzet, und die Alten nannten einen glücklichen Menschen nicht umsonst

Terque quaterque beatum.

Die ganze Wahrsagerkunst bestehet nach dem Zeugnisse des Plato in Zahlen. Omnia, quaecunque à primaeua rerum natura constructa sunt, numerorum uidentur ratione formata. Der große Rabanus hat ein besonderes Buch von der Macht der Numern herausgegeben, und der berühmte Abt Themistius kann ihre Vorzüge nicht genug anrühmen. Ich habe mir aus Liebe zu dieser nützlichen Wissen-

schaft

schaft so einen ziemlichen Vorrath von cabalistischen Schriften um vieles Geld beygeschaffet. Die Cabala Salomonis, die Cabala Fenestrarum, und die Ars notoria astronumerosympa theticoalgebraica machen den vorzüglichsten Theil meiner Bibliothek aus. Doch ist die Cabala des Enochs, welche vor 53 Jahren in der kaiserlichen Bibliothek zu Saim im Manuscript gefunden, und von einem potzdamischen Juden Rabbi Simeon Kimchi aus der syrischen Grundsprache in das Hochdeutsche übersetzet worden, der größte Schatz, den ich besitze. Wehe den Lotteristen, wenn sie, wie es billig wäre, genau auf die Stunde, und Minute ihre Ziehungen vornähmen! Indessen begnüge ich mich, allerley unschuldige Fragen an diese meine Sybille zu stellen, und weil ich ein deutscher Gelehrter bin, so warf ich unlängst folgende Frage auf: Was werden zukünftiges 1770stes Jahr auf dem deutschen Parnaß für Phaenomena erscheinen? Und wie war ich entzücket, als ich folgende sieben Puncte zur Antwort erhielt, welche ich den Liebhabern der Wissenschaften zum Troste hier mittheile.

I. Gelehrte wird kein Hunger mehr plagen.

II.

II. Die Hexen und Gespenster werden vor Verdruße den ganzen Erdkreis räumen.

III. Die Poeten, die in dem Hinterhause fünf Treppen unter dem Dache wohnen, werden bey ihrem aganippischen Wasserkruge nicht mehr von der Annehmlichkeit des Landlebens, von dem süssen Safte der Reben, und von den Küssen ihrer Doris singen.

IIII. Die Plaggeister der Welt, die Schmierer werden dieses Jahr eine unheilbare Krankheit an den Fingern bekommen.

V. Gelehrte Windmacher, die nur 6 Verse aus dem Günther und 7 aus dem Lohenstein auswendig können, werden hinfür Miltons und Hallern mit ihrer Critik verschonen.

VI. Dieses Jahr wird der vierhundertjährige Krieg de distinctione formali zwischen den Scotisten und Thomisten sein End nehmen. In den Friedenstractaten wird auch jene wichtige Streitfrage entschieden werden: An Chimae-

maera in uacuo bombinans poſſit comedere ſecundas intentiones; um fernerm Unheile vorzubeugen.

VII. Die Speculativ Theologen werden dieſes Jahr keine Ketzer machen. Sie werden anſtatt ihres Zankes von unnöthigen Dingen die orientaliſchen Sprachen, und die Kirchengeſchichte —

— — — — — — — — — — —

Hier ſchwieg meine Cabala. Und es war gut, daß ſie ſchwieg. Denn hätte ſie fortgefahren, ſo würde ich ihr ſelbſt Zeit meines Lebens kein Wort mehr geglaubt haben. Sie erzählte Wunderdinge, — und der letzte Punct — ja der kann ohne augenſcheinliches Mirakel nicht geſchehen. Indeſſen bitte ich meine Leſer, daß, wenn ein oder der andere Punct von dieſen Prophezeyungen nicht zutreffen ſollte, ſie dieſe Fehler nicht ſo faſt meiner Cabala als dem unſeligen Nulle, das in der Jahrzahle hinter dem Siebener ſtehet, großgünſtig beymeſſen wollen.

Der
Patriot in Baiern.

Siebenzehntes Stück.
München den 17 November, 1769.

Die Uhr.

Daß die Naturforscher durch viele Mühe und Nachsinnen die meisten Eigenschaften der durch die Kunst verfertigten Maschine in ein helles Licht gesetzet haben, das sehen wir mit Vergnügen, und genießen es mit Nutzen. Es haben auch verschiedene in der Zergliederungskunst erfahrne Männer allen Fleiß angewendet die Wirkungen der Maschine in den Körpern der Menschen und der Thiere zu erörtern. Man kann nicht läugnen, daß sie darinn große und vortheilhafte Endeckungen gemacht haben, welche in den Wissenschaften, ja in dem bürgerlichen Leben selbst vieles erläutern, und erleichtern. Aber die wahre und eigentliche Verbindung der Seele mit

den körperlichen Maschinen so wohl bey den Menschen als bey den Thieren anzugeben, und die Art und Weise, wie die Seele in diese Maschine wirket, zu finden, das ist, und wird allem Ansehen nach ein Geheimniß bleiben.

Hier ist der Ort nicht eine philosophische Untersuchung über diese Materie anzustellen. Man hat ganze Bücher damit angefüllet, und, wenn man sie alle durchblätteret hat: so ist man fast eben so unwissend, als man sie zu lesen angefangen hat. Daß sich aber in dieser Sache viel Wunderliches, und uns Unbegreifliches zutrage, das beweiset zur Genüge eine bey unserer Akademie der Wissenschaften verwahrte schlechte hölzerne Bauernuhr. Diese wurde uns vor einigen Jahren von einem gelehrten Mitgliede zugeschickt. Weil die Wahrheit einer solchen Seltenheit leicht hätte in Zweifel gezogen werden können: so hatte der Uebersender die Vorsichtigkeit gehabt das Churfürstl. Löbl. Landgericht Scharding, in welchem die Uhr gemacht worden, höflich zu ersuchen, Nachricht davon einzuholen, und ihm solche gütig mitzutheilen. Das Löbl. Landgericht hat sein

billi-

billiges Ansuchen bereitwillig vollzogen, und ihm berichtet: 1) Daß, der gerichtlichen Aussage zu Folge, Tobias Bösner, Besitzer des so genannten Tischelbauern Guts in der Hötzernde gedachten Landgerichts bereits den 29ten Christmonaths des 1763ten Jahrs das Zeitliche gesegnet habe. 2) Daß er ganze 9 Jahre hindurch seiner Vernunft dergestalt beraubet gewesen, daß man ihn Anfangs mit Ketten zu verwahren gezwungen war. 3) Daß, ob zwar seine Raserey allmählig in so weit nachgelassen hat, daß man ihn zu binden nicht mehr bemüßiget war, er doch die übrige Zeit der 9 Jahre schwach an Verstand und närrisch geblieben sey. 4) Daß er einige Jahre vor seinem Tode wieder gänzlich zu sich gekommen sey, und seiner gewöhnlichen Bauernarbeit, wie vor der Krankheit habe vorstehen können. 5) Daß er wehrend seiner Narrheit vier hölzerne Uhren (die unsere ist eine davon) mit eigner Hand ohne Hülf eines andern Menschen verfertiget habe. 6) Daß er zu dieser Arbeit sich keiner andern Werkzeuge bedienet habe, als eines schlechten Kreutzermessers, einer kleinen Säge, und eines hölzernen mit eisenen Spitzen versehenen Zirkels, welchen er selbst zugerichtet hat. 7) Daß

er des Lesens und Schreibens unkündig gewesen. 8) Daß er weder in seiner Jugend, noch jemals vor seiner Wahnsinnigkeit dergleichen Arbeit vorgenommen habe. 9) Daß er nach seiner Genesung nicht mehr im Stande gewesen sey, die von ihm selbsten gemachten Uhren, wann ihnen was fehlete, wieder zu Rechte zu bringen, viel weniger neue zu verfertigen, so, daß man ihn hat öfters sagen hören. Es wundert mich sehr, daß ich neue Uhren habe machen können, da ich närrisch war, und jezt kann ich nichts mehr, ja die meinigen selbst nicht einmal zusammen richten. Nach der Hand bestund seine ganze Kunst darinn, daß er seine, oder auch fremde Uhren ein wenig aufzumachen, und sie mittelst einer Feder mit Oele einzuschmieren wußte. Bis hieher die an Eidesstatt vom Gerichte aufgenommene Aussage des noch im Leben sich befindenden Mathias Mayers, unseres Uhrmachers Schwiegersohns. Eben das nämliche betheuern alle Nachbarn des Tobias Bösner, welche ihn vor- in- und nach der Narrheit gekannt haben.

Die Uhr, von welcher Die Rede ist, hat er in einem von 4 Brettchen zusammen gesetzten Kasten verfertiget. Die inwendigen Werke bestehen, wie es bey dergleichen Uhren zu geschehen pflegt, aus 6 hölzernen Rädern, aus 5 in hölzernen Scheiben eingesetzten eisernen Triben, und verschiedenen andern zum Schlagwerke gehörigen Stücken. Die eisernen Achsen sowohl der Räder als der Tribe gehen in kleinen aus Eisendrate mit ziemlicher Geschicklichkeit angebrachten Ringeln. Auf solche Weise ist die Bewegung der Theile dieser Uhr ziemlich gleichförmig, und die Friction ist dadurch, so viel als man es in der gleichen Materie immer hat hoffen können, vermindert worden. Zu Gewichten hat er Kieselsteine, welche theils in ledernen Riemen, theils in Eisendraten, und theils in leinwantenen Lumpen eingeschlossen sind. Sie hangen an hämfernen Stricken. Wenn die Uhr 12 bis 13 Schuhe vom Boden absteht: so lauft sie kaum in 24 Stunden ab; folglich hält sie in einer solchen Höhe einen natürlichen Tag aus. In einer niedrigen Bauernhütte aber muß sie wohl zweymal des Tags aufgezogen werden. Ueber die Uhr hat er eine 4 Zolle im Durchschnitte weite, und $2\frac{1}{2}$ Zolle hoche gläserne Glocke

angebracht, welche, wann der hölzerne Hammer darauf schlägt, einen lauten Thon von sich giebt, und die ganze so wohl als die halbe und viertel Stunden schlägt. Die Stundenplatte ist ordentlich in 12 Stunden eingetheilet, und die Ziffer sind deutlich genug darauf gemalt so, daß der hölzerne Zeiger seinen Dienst, wie bey andern Uhren, vollkommen leisten kann. Der Viertheilstundzeicher ist von der vorigen abgesöndert.

Als ich die Achsen der Tribe und der Räder mit Baumöle wohl eingeschmiert, und die Gewichte etwelche Tage nacheinander fast zu der nämlichen Stunde aufgezogen habe, um zu sehen, wie sie die Zeit hält: so habe ich gefunden, daß sie fast täglich um 5 oder 6 Minuten zu spät gegangen ist. Dieser Fehler aber wurde gehoben, sobald ich das Gewicht des Gehewerks mit einem 6 Loth schweren Gewichtchen vermehrete. Dadurch habe ich wahrgenommen, daß dieses dem Ansehen nach elendes Uhrchen, wenn es vom Staube rein gehalten, und seine Achsen zu rechter Zeit mit Baumöle genugsam bestrichen werden, die 24 Stunden des natürlichen Tages so genau anzeigen kann, daß man da-

bey

bey alle Haus- und Feldarbeiten wohl einzurichten im Stande ist: besonders, wann das Gewicht des Geheswerks nach Erfoderung der Umstände geschickt vermindert, oder vermehret wird.

Aus der Beschreibung dieser Uhr hat man leicht einsehen können, daß gar nichts besonders daran vorkommt. Wenn wir uns aber zu dem Uhrmacher wenden: so werfen sich wichtige und so viele Schwierigkeiten auf, daß meinem geringen Einsehen nach alle menschliche Wissenschaft, sie vollkommen aufzulösen, von weitem nicht hinreichet. Dessen ungeachtet, will ich einige Muthmassungen meinen Lesern vor Augen legen, und denjenigen, welche die Natur des menschlichen Körpers und seines Geistes besser einsehen, als ich, Gelegenheit an die Hand zu geben, daß sie, wo nicht die wahre, doch die nähere Beschaffenheit dieses so wunderlichen Vorfalls entdecken mögen.

Daß Bösner diese Uhr ohne Beyhülfe eines andern mit eigner Hand verfertiget hat, und zwar zu der Zeit, als er seines Verstandes beraubet war, davon giebt eine ganze Nachbarschaft Zeugniß. Es ist

auch gar nicht zu vermuthen, daß er diese Arbeit vorgenommen habe, so lang er wirklich rasend, und mit Ketten beladen war. Denn zu der Zeit war er zu arbeiten allerdings außer Stand. Man hätte ihm auch gewiß bey solchen Umständen weder Messer noch andere Werkzeuge, mit welchen er das Holz hatte schneiden, und zurichten können, zugelassen. So muß man nothwendiger Weise sein Mechanisirn in die Zeit setzen, da ihn die Hitze der Raserey in so weit verlassen hat, daß man ihn seiner Ketten entledigen, und ihm, ohne Gefahr eines Unglückes gegen sich oder andern, schneidende Werkzeuge in die Hand hat geben können. Er hat also seine Uhren in den letzten Jahren seiner Krankheit angefangen, und zu Ende gebracht, in welcher er sich zwar nicht mehr rasend, doch so wahnsinnig und närrisch befand, daß er zu allen Arbeiten seines vorigen Lebens, nämlich zu den Bauernarbeiten, welche er allein, wie oben gemeldet worden, gelernet hatte, untüchtig geworden.

Es fragt sich also, wie ein Mann in diesen armseligen Umständen ein Werk, welches aus so vielen Theilen zusammen gesetzet ist, nicht nur hat zu wege bring-

bringen, sondern es so gar zu der Zeit hat ausſinnen können? Die Erfahrung lehret, daß dergleichen Leute, wenn ſie zuvor eine Kunſt oder Wiſſenſchaft auf das vollkommenſte inne gehabt haben, ſolche oft zu vergeſſen pflegen, daß ſie nicht nur keine Hand mehr daran zu legen, ſondern, daß ihnen ſo gar die erſten Grundſätze davon aus der Gedächtniß fallen. Es kommen uns mithin zwo Sachen zu unterſuchen vor: einmal, wann hat Vöſner die Uhrmacherkunſt erlernet? Zweytens, wie hat er ſie bey der Beraubung ſeiner Vernunft ausüben können?

Hier haben wir mit der metaphyſiſchen Frage nichts zu thun, ob es nämlich angebohrne Ideen gebe, oder ob man die Vorſtellungen der Sachen erſt durch die Sinne erwerben müſſen? denn es iſt gewiß noch keinem in den Kopf gekommen zu behaupten, daß ein Menſch mit der angebornen Vorſtellung einer Uhr auf die Welt gekommen ſey. Vöſner muß alſo den Zuſammenhang aller Theile der Uhr durch Hülf ſeiner Sinne eingepräget haben, entweders in der Jugend, da er ſeine Vernunft beyſammen hatte; oder er hat dieſe Wiſſenſchaft in der Narrheit ſelbſt

erlanget. Dem ersten widerspricht die gerichtliche Aussage, welcher zu Folge er vor seiner Wahrsinnigkeit nicht die geringste Kenntniß von der Uhrmacherey jemals besessen hat. Dieses wird dadurch bekräftiget, daß er nach der Genesung die ganze Wissenschaft verlohren hat, welches sich nicht leicht zugetragen hätte, wenn er sie als gesunder erlernet hätte. Es ist wahr, wie ich oben angemerket habe, daß Beyspiele vorzuweisen sind, welche bezeugen, daß mancher seine beym gesunden Verstande erlangte Wissenschaft, durch eine Beraubung der Vernunft so verloren habe, daß ihm kaum eine Spur davon übergeblieben ist. Es ist aber auch wahr, daß in dergleichen Fällen die verlorne Wissenschaft mehrentheils Sachen der Gedächtniß, nicht aber der Handarbeit betroffen hat. Und man nimmt fast allezeit wahr, daß Leute, welche auf solche Art ihrer Gedächtniß beraubet worden, einfältig und simpel bleiben: ob sie schon keine merkliche Kenzeichen einer Wahnsinnigkeit von sich spühren lassen. Unser Bauer aber hat den vollkommenen Gebrauch seines Verstandes wieder erlanget. Denn er hat, wie vor und ehe, alle gewöhnliche Bauernarbeiten verichtet. Wir müssen also zugeben, daß

Bösner seine Uhrmacherkunst in der Narrheit, und zwar in den letzten Jahren derselben erlernet, und ausgeübet habe.

Nun entsteht die Hauptfrage: wie hat dieses geschehen können? Was für eine Naturlehre wird diesen Knoten auflösen? Hat man ein Beyspiel davon in den Geschichten aufzuweisen? Sich auf eine Wissenschaft beruffen, welche dem Bauer auf eine übernatürliche Weise wäre eingegossen worden, ist nicht philosophisch gehandelt. Nein! alles ist hier gewiß auf eine natürliche, obschon uns vielleicht unbegreifliche Art zugegangen. Ich habe eine Unwissenheit darinn schon aufrichtig eingestanden. Und je mehr ich daran nachsinne, desto weniger kann ich die Schwierigkeiten auflösen. Der tiefsinnige Lock macht zwischen der Raserey und der Narrheit diesen Unterschied: der Rasende, sagt er, macht aus falschen Begriffen richtige Schlüße, z. E. er bildet sich ein, da Niemand zugegen, es stehe vor ihm ein geharnischter Mann mit bloßen Degen, um ihn anzugreiffen (falscher Begriff) aus Furcht wird er sich in einen Winkel verschliefen, oder er wird sich zur Gegenwehr

stellen,

stellen, nachdem er von Natur furchtsam oder herzhaft ist. (richtiger Schluß) Der Narr aber macht aus richtigen Begriffen falsche Schlüsse, z. E. er stellet ihm die Macht und Herrlichkeit eines Königs (richtiger Begriff) diese sucht er in seinen Lumpen an allen, die ihn begegnen, auszuüben. Er wird fröhlich, wenn man ihm darinn Beyfall giebt, traurig aber, wenn man ihm widerspricht (falscher Schluß) unser Uhrmacher aber macht richtige Schlüsse aus richtigen Begriffen, eine Uhr nämlich aus den Regeln der Uhrmacherey. Folglich kann man ihm weder die erste noch die letzte Beschreibung des Lobes beylegen. Ich finde bey der ganzen Sache keine nur wahrscheinliche Ausflucht, als diese: die sehr große Verwierung des Verstandes hat bey dem Vösner, wie wir schon gehört haben, merklich nachgelassen, ehe er seine Uhrmacherey angefangen hat. Vieleicht war er auch in der That vernünftiger, als er es zu seyn schien. Weil sein Körper durch die Heftigkeit der Raserey stark abgemattet worden: so war er niedergeschlagen; folglich kam er den Umstehenden thörichter für, als er wirklich war. Ja es ist möglich, daß er sich selbsten nicht trauete, weil er die Schwäche

seines Verstandes wohl merkete, und eben darum seine betrübte und zum Theile verwierte Lebensart eine geraume Zeit fortsetzte.

Bey dieser traurigen langen Weile kann es sich leicht zugetragen haben, daß er die Augen auf seine Hausuhr geworfen, welche durch einen Zufall unbrauchbar geworden. Er hat ihr so lang nachgedacht, bis er sich entschlossen hat, sich darüber zu wagen, um sie zu rechte zu bringen. Als er nun sich lange Zeit damit beschäftiget, und alle Theile davon seiner Gedächtniß eingepräget hat, und doch vieleicht nichts damit hat ausrichten können; so hat er endlich den Muth gefasset, eine neue nachzumachen. Dieses hat er desto leichter ins Werk gesetzet, weil weder seine Sinne, noch seine Seele mit andern Gegenständen eingenommen waren. Es ist also mehr denn wahrscheinlich, daß er seine neue Uhr Stuck für Stuck nach den Werken der alten mit seinen schlechten Werkzeugen nach und nach zu Stande gebracht habe. Die Aehnlichkeit seiner mit den gewöhnlichen hölzernen Uhren bekräftiget mich in dieser Meynung. Denn wie wäre es, menschlicher Weise, wohl möglich ge-

wesen, daß ein so schwacher Kopf, nicht nur die vielfältigen Theile einer Uhr von sich selbsten erfunden, und sie versertiget, sondern alle diese Theile so vollkommen ähnlich mit den Werken der gemeinen hölzernen Uhren hätte machen können, wenn er kein Muster davon vor sich gehabt hätte.

Daß er nach gänzlich erlangter Gesundheit nicht mehr weder mit seinen noch mit fremden Uhren hat recht umzugehen gewust, ist meines Dafürhaltens nicht schwer zu erörtern. In der Schwachheit des Verstandes hat er die Werke, wie leicht zu vermuthen nicht anders als auf eine sehr mechanische Art, das ist: ein Stuck nach dem andern versertiget, und auf eben diese Weise sie zusammen gesetzet, ohne das Ganze jemals recht übersehen zu haben. Als er nun die völligen Kräften der Seele und des Leibs erlanget, hat er sich mit ganz andern Gegenständen nämlich mit der Bauernarbeit zu beschäftigen angefangen. Diese wichtigere Gegenstände haben die seiner kranken mithin schwachen Gedächtniß eingeprägten Ideen so ausgelöschet, daß er die Uhrmacherey,

um sie wie in der Narrheit treiben zu können, hätte von neuem erlernen müssen.

Diese sind meine geringe Gedanken über eine so wunderbare als seltene Begebenheit, welche gewiß reiflich untersucht zu werden verdienet, damit wir dadurch die uns so nahe angehenden Eigenschaften der Seele und des Körpers einsehen, und dadurch Wissenschaft und Nutzen schöpfen mögen.

Die

Die Nachteule, und der Sperling.

Es giebt kein glänzender Licht als jenes des Mondes. Kein Körper auf der Welt schimmert so schön als dieß. So sprach eine alte Nachteule zu ihrem Nachbar dem Sperlinge, und war stolz auf ihr Urtheil.

Der Sperling erwiederte nichts anders als: wie sehr dauerst du mich, liebe Nachbarinn, daß du die Sonne nie gesehen.

Wie schöne sind nicht Sailers und Strobels Predigten? sagte unlängst ein Chor geistlicher Redner. Meine Herren! Ihr urtheilet im Dunkeln wie die Nachteule. Habet ihr keine Boundaloue, keine Massillon noch gelesen?

Der
Patriot in Baiern.

Achtzehntes Stück.
München den 1 December, 1769.

Der Winter.

Komm Muse, langsam und still! hinweg mit der fröhlichen Cyther!
Sey traurig, als wie die verödete Flur:
Komm, und besuche das Land: besehe die einsammelten Gründe,
Und sing zum Beschluße vom Winter ein Lied.

Sieh dort die Linde am Bach, bey der sich die Hirten versammelt,
Und Lieder und Tänze dem Frühling geweiht.
Ein kalter Nordwind durchstürmt den hohen entblätterten Wipfel,
Und jeden vom Reife umzogenen Ast.

Verhüllt im starrenden Damm des schweren und krachenden Eises
Verstummet der Quelle sanft rieselnder Fall,

Der Quelle, bey welcher Amint die künstliche Laube gepflanzet,

In der er manch herbstliches Freudenfest hielt.

Die ländlichen Reitze sind weg, und alles scheint öd, und erstorben

Und rauchende Nebel verfinstern das Thal.

O welch ein Bildniß des Manns! Starr sinkt er im Winter der Jahre

Mit brechenden Augen zum Grabe hinab.

Schon eilet der Junker heran mit seinem ganzen Gefolge.

Erschreckt vor der fliehenden Pracht der Natur

Rollt er durchs Stadtthor hinein, um sich in hohen Geräusche

Beym Speisen und Lärmen nicht denkend zu freun.

Welch lautes Getümel! da rennt zu Fuß, in Schlitten und Kutschen

Die wühlende Menge zum schimmernden Saal.

So flatern beym einsamen Fleiß des fürchterlich kreisenden Dichters

Die summenden Mücken der Nachtlampe zu.

Ein seltnes Gemische von Volk, Matrosen, Chinesen und Türken

Und Nymphen, und Schäfer in Masken gehüllt,

Sehn paarweis, und jauchzend bereit französisch gekünstelte Tänze
Den Festen des Bachus, und Amors zu weihn.

Verschwendung, Spielsucht und Zank, Betrug und schändliche Lüste
Gehn schwesterlich durch die versammelte Reihn.
Die taumelnde Trunkenheit folgt, sie bildet Thiere aus Menschen
Und Krankheit, und Reue beschließen den Ball.

Dieß ist der Winter der Stadt. Weit anders verfließt er dem Landmann,
Weit anders dem Weisen, der einsam und still
Die Quelle der reinesten Lust in jeder der Tugenden findet
Dadurch ihn sein innres Bewußtseyn belohnt.

Dort unter dem strohenen Dach der kleinen dumpfichten Hütte,
Die rings um ein nützlicher Holzstoß beschützt,
Dort schläft auf der krachenden Bank, so gut, als der Weichling im Bette,
Der ruhige Bauer die lange Nacht durch.

Ein kälterer Morgen bricht an. Froh fährt er beym Dampfe des Knasters
Am leichte Reiser zum stürmischen Forst.

Ihm pfeifen vom Walde heraus, die schneidenden Winde entgegen,

Und schütteln von Bäumen den Schnee auf sein Haupt.

Jetzt aber kehrt er zurück mit seinen gesammelten Büscheln;

Und alle setzen zum Ofen sich hin;

Und essen singend ihr Brod, und schließen die ländliche Mahlzeit

Mit einem Gerichte gesottenen Obsts.

Oft eilt er mit Nachbarn hinaus, die muntere Jugend des Dorfes

Auf jenem gläsernen Teiche zu sehn.

Wie sie mit bewaffneten Fuß die schlüpfrigen Ebnen vorbeyschleift,

Und schwere Stöcke zum Ziele hinrollt.

Jetzt kömmt ein Freund der Natur. Ernst sitzt auf der finsteren Stirne,

Tiefdenkend durchschaut er das prachtlose Land.

Der einsame Sperling biekt da vor seinen eilenden Füssen

Die seltenen Körnchen vom starrenden Grund.

Bald schaut er den künstlichen Bau der Sternen förmichen Aestchen

In einer hinsinkenden Flocke von Schnee

Und weis wie Mußschenbrock sie nach jeder Stellung zu schildern,
Die er mit bewaffneten Auge entdeckt.

Bald untersucht er den Grad der sich vermehrenden Kälte,
Und forscht, ob sie nicht die Bäume verderbt.
Bald aber jauchzt er erfreut, wenn ihn sein Wetterglas lehret,
Der lächelnde Frühling sey nicht mehr so fern.

Bewundernd sieht er auch oft aus dem verharteten Boden
Moos, Schlüsselblumen, und Erdwurze blühn.
Er sieht die Tanne, den Bux, die Ceder, den Lerchenbaum grünen,
Wenn Eis und Frost schon die Erde versteckt.

Dann kehrt er wieder zurück, und eilt zum wärmende Heerde
Ergreift die staubigte Laute und spielt,
Und singt dem Schöpfer ein Lied, ein Loblied und dankbare Thränen
Fliehn über die starrenden Wangen herab.

So ists: der Weise kennt nur die ewigen Fügungen GOttes,
Er weis es, wie sehr der Winter uns nutzt:

Er weis es, daß ohne den Frost die Erde sich immer verjünget,

Nicht Blüthen und Früchte den Sterblichen schenkt.

Seht wie Italien sich gequält von der brennenden Hitze

Vor Fiebern, und giftigen Seuchen nicht scheut?

Das Blut fließt langsam und matt, und Schweiß schwächt seinen Bewohner,

Stäts athmet er Lüfte voll Schwefeldunst aus:

Der Deutsche bleibt munter und stark. Der Himmel durch Kälte gereinigt,

Erfrischt und beseelt ihm die männliche Brust.

Die schädlichen Flüsse verjagt ein manchmal sehr nützliches Schnuppen;

Der starrende Winter erhält ihn gesund.

Auf, Muse! lobe den HErrn, erheb ihn den gütigen Vater,

Erheb ihn im Frühling, und lob ihn im Herbst;

Erheb ihn, wenn je ihn erzörnt im Sommer die Donner verkünden,

Und wenn er im Winter die Bäche verschließt.

Gut sind die Werke des HErrn, ihr die ihr, wie Israel murret

Wenn er eure Bitten nicht alsogleich hört,

Wenn

Wenn ihr seine Ordnung nicht kennt, schweigt freche Menschen, und zittert,
Und bethet! denn gut sind die Werke des HErrn.

Der Löw, der Affe, und das Schwein.

Der Löw war seinen untergebenen Thieren sehr geneigt. Einst rief er sie vor seinen Thron und sprach: Machet mir Vorschläge, zum Nutzen und zum Wohlstande des Thierreiches.

Gleich kam der Affe mit einem Vorschlage aufgezogen, und sagte: König! befiehl, daß jedes Thier hinführ mit seiner Pfotte esse. Es läßt gut. Ich habe es bey dem Menschen gesehen.

Dem König gefällt der Vorschlag, und alle Thiere bequemen sich. Das Schwein allein widersetzte sich, und sagte: Mein Vater fraß mit dem Rüssel. Mein Großvater that deßgleichen. Und ich? — Warum soll ich (wenn es schon reinlicher) etwas Neues thun?

A. C. S.

Von dem Wunderbaren in dem Leben großer Leute, Künstler, und Gelehrten.

Wenn man die Geschichte aller Zeiten durchblättert, entdecket man jederzeit gewisse seltene Umstände, die sich in den Begebenheiten großer Männer finden. Es ist so was gewißes außerordentliches, was dergleichen Leute vor andern auszeichnet, daß man versichert seyn kann, daß nicht leicht ein großer Geist seyn wird, der nicht Merkmaale dessen, was ich das **Wunderbare** nenne, an sich zu erkennen geben sollte.

Was ist aber dieses **Wunderbare**? Besteht es in lächerlichen Thorheiten, oder in erhabenen Handlungen? — Nach Maaßgabe in beyden. Genug ist es, daß große Helden und Staatsmänner, Gelehrte und Künstler immer Thaten begehen, die den übrigen Menschen fremd, und sonderlich vorkommen müssen.

Die Bestimmung zu etwas Großen, die ein Mensch, der einmal berühmt werden soll, von dem Geschicke schon bey seiner Geburt erhält, diese Bestimmung läßt einen solchen Menschen selten was Mittelmäßiges in seinem ganzen Leben thun. In Thorheiten, und in ernstlichen Unternehmungen, im Reden, im Schreiben, und im Handeln, allezeit wird er sich von gemeinen Menschen unterscheiden, denn ein gewißes Feuer, daß nur ein solcher besitzt, reißt ihn beständig wie ein Stromm fort, und läßt ihm nicht leicht Zeit, gleichgültig zu seyn. — Wir wollen uns, wie allzeit, an die Beyspiele halten.

Der berühmte Cardinal Richelieu, das Wunder seiner Zeiten hat niemal was gethan, daß nicht sonderheitlich gewesen wäre. Eine Menge verschiedener und verworrener Verrichtungen und Begriffe, die einen Staatsmann, wie billig, manchmal verwirren können, benahmen ihm doch nie die beständige Gegenwart seines Geistes. Er war bey jeder Gelegenheit sogleich gefaßt, welches sich bey einem Balle sattsam zeugte. Der König blieb noch sehr lange, als man schon zum Gehen bereit war: Richelieu

ward endlich unwillig, drängte sich aus Unachtsamkeit gerade für ihn hin, und stund also dem Könige im Wege. Der König bemerkte es, und sagte im Scherze; Paffez Monsieur le Cardinal, vous etes le Maitre. — Richelieu faßte sich, und ohne ein Wort zu antworten, nahm er einem dabey stehenden Pagen das Licht aus der Hand, und gieng vor dem Könige her, die Treppe hinunter. — Welch eine Klugheit! der Cardinal sah seinen Fehler ein, er wollte sich aber nicht bloß geben, welches er gethan hätte, wenn er zurücke gewichen wäre. — Und wer unter den gemeinen Geistern wäre in diesem auch geringen Falle so jemal schnell besonnen gewesen?

Von Helden könnte man eine große Anzahl solcher Handlungen anführen. Derjenige gemeine Soldat, der bey einer Belagerung aus Abgang der Kugeln, sich die Zähne aus dem Munde schlug, um auf die Feinde schießen zu können, welch eine ungemeine Handlung begieng nicht dieser? Welch eine Begeisterung mußte er nicht empfunden haben?

Wir können, wenn wir die meisten dergleichen Umstände betrachten, die Grundursache solcher Thaten nicht beßer bestimmen, als wenn wir sie von einem gewissen **Enthusiasmus** herleiten. Denn die Enthusiasterey führt allzeit auf Seitenwege, und erlaubt uns niemal eine Mittelstraße zu ergreifen. So vielfach inzwischen der so genannte Enthusiasmus ist, so beruht er dennoch auf einerley Grunde, und er ist nichts anders, als eine heftige Neigung zum **Uebertriebenen.**

Cato war ein unbiegsamer stolzer Enthusiast, ein Enthusiast der Freyheit. Alexander der Große, und Cäsar waren ehrsüchtige Enthusiasten, und die närrischen Stoicker waren in ihrer Moral, und in ihrer Bestimmung eines vollkommen tugendhaften Mannes, ich weis nicht, größere Enthusiasten, oder Thoren.

Der Enthusiasmus kann bald gut und nützlich, bald fehlerhaft und thöricht seyn. Des Scävola Verbrennung seiner eignen Hand war gewiß die größte Enthusiasterey; sie war es aber zum Vortheile Roms. Alle Selbstmorde, die bey den Alten rühmlich wa-

ren,

ren, kamen meist von einer enthusiastischen Ehrbegierde her, davon die Römer und Griechen voll gewesen.

In neuern Zeiten findet man die größten Enthusiasten, oder außerordentlichen Menschen beynahe unter den Gelehrten. Erasmus beschreibt in einem Briefe einen Franciscanerprediger, der es im Stande war, des Tages siebenmal vortrefliche Reden zu halten. Auf die Frage, wie er es anstellte, antwortete er: ich lese, ehe ich predige, so lange in dem Heil. Paulus, bis ich mich ganz entflammt und begeistert fühle, nach diesem bethe ich zu GOtt, und steige beherzt auf die Kanzel. — Wahrhaftig eine enthusiastische Begeisterung, die uns aber einen Mann von göttlichen Gaben zeiget.

Der Cardinal Petrus Bembus einer der gelehrtesten Männer, war für den Cicero, und dessen Latein so übertrieben eingenommen, daß er im Nothfalle alles lieber als wider den Cicero schreiben wollte. Von seiner eignen Latinität hatte er so hohe Begriffe, daß er behauptete, er gäbe sie nicht für das ganze Herzogthum Mantua.

Cardanus war, wie bekannt, der größte Enthusiast in seinen Einbildungen. Aber auch der kluge Tycho Brahe, der die Leute verlachte, wenn sie bey einer Sonnenfinsterniß zitterten, kehrte allzeit voll Schrecken nach Hause, und ließ sich denselben Tag nicht wieder sehen, wenn ihm beym Ausgehen früh Morgens ein altes Weib, oder eine Leichbegängniß aufstieß.

Welch eine enthusiastische gute Einbildung mußte nicht Conring von seinen Fähigkeiten gehabt haben, als er seiner Liebste die Wahl ließ, ob sie aus ihm einen Doctor der Theologie, der Rechte, oder der Medicin haben wollte?

Gewisse Folgen einer solchen Enthusiasterey sind diejenigen Ausschweifungen, die den Gelehrten, Künstlern, und allen großen Männern meistentheils anhängen. Denn, gleichwie sie überhaupt mehr, als alle andere Menschen zum Uebertreibung geneigt sind, so sind sie es auch in dem Umgange und den Sitten. Daher weis man, daß viele von ihnen auf eine närrische Art entweder dem Trunke, dem Tabacksrauche, oder

andern Dingen ergeben gewesen. Die Verwirrungen und Zerstreuungen, ein besonders Kennzeichen der Studierenden sind gleichfalls Früchte dieses Enthusiasmus, weil sie sich nämlich zu sehr auf eine Sache begeben, und alles andere, beynahe, wie die Kinder vergessen, oder außer acht lassen.

Schurzfleisch, ein berühmter deutscher Gelehrter hatte, nach der damaligen Gewohnheit mit Spitzen besetzte Halskrausen zu tragen, beständig ein Dutzend dergleichen im Nothfalle an der Wand hängen, weil er sie immer in den Gedanken gerne verlegte, und sie, wenn ihn gähling wer besuchte, nie so leicht wieder finden könnte. Einmal geschah es, daß er sehr vertieft studierte, und dabey immer einen neuen Besuch erhielt; in der Unachtsamkeit band er dann, so oft wer kam, eine Krause um, und brachte zuletzt alle zwölfe an seinem Halse zusammen, worüber ein guter Freund von ihnen sehr heftig lachen mußte, welches aber unsern Schurzfleisch, der sich verspottet glaubte, so gewaltig verdroß, daß er ohne ein Wort zu reden, seinen Gast stehen ließ, und davon gieng.

Ein gewisser großer Maler in Fresco, den ich eben nicht nennen will, hatte die Gewohnheit allezeit, wenn er einen Tag vorher heftig über wichtige Zeichnungen studirt hatte, mitten in der Nacht aus dem Bette zu springen, alle Leute aufzuwecken, drey brennende Lichter auf den Tisch zu stellen, und auf seiner Geige, oder seinem Baße so lange zu kratzen, bis ihm ein recht dichter Schlaf gekommen war. Den andern Tag befand er sich dann wieder im Stande, seine Studien fortzusetzen.

Alles ist an großen Männern wunderbar, sagt ein französischer Gelehrter, und wie richtig ist nicht dieser Schluß? Sogar ihre Thorheiten sind außerordentlicher, als die Thorheiten anderer Menschen. Das Gefühl, die Beurtheilungskraft, der Verstand, und das ganze Temperament ist an einem großen Geiste sonderlich. Die Einbildungskraft ist der vornehmste Werkzeug seiner Größe. Er stellt sich jedem Gegenstand mit einer solchen Lebhaftigkeit vor, daß es nicht anders seyn kann, als daß das Gemüth in eine Erhitzung gerathen muß. Ein großer Geist erschöpft dasjenige allzeit gänzlich, was er einmal unternom-

men, was er überdacht, was er sich auszuführen vorgesetzt hat.

Und darinn besteht das enthusiastische, oder übertriebene Wesen, das große Männer gleichsam zwingt, etwas aufs höchste zu treiben, und selten Maaß zu halten. Daher rühren die unglaublichsten Thaten, die Ausschweifungen, die öftern Zerstreuungen, und das Wunderbare in ihrem ganzen Betragen, und die Erfahrung lehrt folglich, daß die größten Genies, die feurigsten Geister auch oft die größten Sonderlinge sind.

Der
Patriot in Baiern.

Neunzehntes Stück.
München den 8 December, 1769.

Abhandlung von dem Theater.

Ich habe mir vorgenommen, über das Theater einige Untersuchungen anzustellen, und ich erkläre mich gleich anfänglich, daß meine Absicht gar nicht sey, dasselbe in seinem ganzen Umfange zu betrachten. Man weis, daß bis je her mannigfältige Vorstellungen darauf Mode gewesen, und noch in unsern Zeiten hat die Musik, Tanz- und Pantonimenkunst fast eben so vielen Antheil an dem Theater, als die Poesie. Dessen ohngeachtet bleibt diese immer die edelste und vornehmste Beschäftigung desselben, und wie sie überhaupt unter den Künsten den Vorzug hat, so ist das Drama als ein Theil derselben allen andern

theatralischen Vorstellungen vorzuziehen, die sich schon tiefer zu dem Mechanischen herablassen.

Dieses Drama, welches der Gegenstand meiner Abhandlung ist, hat hauptsächlich die menschlichen Sitten und Leidenschaften zu seinem Vorwurfe, und da es dieselben auf eine durch Regeln festgesetzte Art nachzuahmen suchet, so giebt es uns entweder zu weinen oder zu lachen, nachdem die Handlung entweder tragisch oder komisch ist. Beydes hat ein Vergnügen für uns, und es ist schon in dem menschlichen Herzen, Daß wir gerne fremde Thorheiten und Unglücksfälle zu sehen verlangen, so bald wir uns davon befreyet zu seyn glauben. Daher entspringt auch die Wonne der Wehmuth. Dem Satze: est quaedam flere voluptas, pflichten wir allemal bey, so oft wir zu einem Trauerspiele gehen. Wir finden hier bey dem Anblick der schrecklichsten Zufälle allemal eine heimliche Süßigkeit, wenn uns schon die Menschlichkeit Thränen abnöthiget. So betrügerisch ist das menschliche Herz, daß es die Thränen, die uns die Natur gegeben hat, unsre äußerste Beklemmung an den Tag zu geben, zu einer andern Zeit aus einer Ueberschwemmung von Freuden vergießet.

Zuerst wollen wir mit möglicher Kürze von der Hochachtung handeln, welche die Alten gegen die Schauspiele überhaupt bezeigten. Ich thu dieß aus keiner andern Absicht, als die Feinde des Theaters mit dem Ansehen der einsichtvollen Nationen zu belehren.

Aus den Kosten, die man auf eine Sache verwendet, läßt sich abnehmen, wie hoch man dieselbe schätze. Die Kosten für das Theater bey den Griechen waren ganz ausnehmend, und nichts wurde gespart, was entweder die Belohnung der vortreflichsten Schauspieler, die man aus allen Orten versammelte, und die ganze Macht und Kunst ein Stück würdig herauszukleiden betraff. In allen Hauptstädten Griechenlands und vielfältig auch in kleinern Orten waren öffentliche Schauspielhäuser, und der sämmtliche Kosten wurde von dem gemeinen Wesen bestritten. Diese Amphitheater, so viel uns die Verwesung davon übrig gelassen hat, sind heut zu Tage die prächtigsten Denkmäler von der alten Architektur. Sie wurden alle zu jenen Zeiten errichtet, die Geschmack, Witz und Einsicht in alle Gattungen der menschlichen Erkenntniß so berühmt machen, und die mit Recht den Namen des

goldenen Alters bekommen haben. Junge und Alte, Männer und Frauen, die gemeinen Leute, wie die Gelehrten, alles fand das größte Belieben an dem Theater, und wie wohl es mehr für den Geist, als für die Augen war, so war doch auch der Pöbel häufig zugegen. Er war nämlich von den Schulen her wohl unterrichtet, und konnte das Gute eines Stückes so wohl als die Fehler desselben wahrnehmen.

Es ist bekannt, daß sich diese Kunst in Griechenland mit ungeheuern Mißbräuchen und einer so unleidlichen Ausgelassenheit anfieng, daß selbe die Obrigkeit nicht einmal bey der republikanischen Freyheit dulden könnte. Nichts destoweniger hat sie sich noch immer erhalten; man suchte sie zu reinigen, nicht aber zu unterdrücken. Sie blieb auch, ungeachtet der öffentlichen Verbothe, und es lief das Lustspiel noch immer auf persönliche Beschimpfungen hinaus, von denen auch die angenehmsten Leute, und selbst ein Socrates nicht verschonet blieb.

Nach und nach haben Männer für das Theater gearbeitet, die sonst schon durch ihre Thaten berühmt

waren,

waren, diesen Ruhm aber durch witzige Schriften vollkommen zu machen suchten. Sie erwarben sich dadurch die größte Ehre. Die Kriegshelden sind nicht berühmter, als ein Aeschilus, Euripides und Sophokles. Dieser letztere commandirte in etlichen Treffen, aber die Geschichte preiset ihn immer nur als einen Dichter. So sehr verdunkelt der Ruhm des Tragödienschreibers den Ruhm des Generalen. Diese Beschäftigung trieb Sophokles bis in sein neunzigjähriges Alter, und da ihn die Seinigen darüber verklagten, *) als wenn er die Hauswirthschaft zu sehr

*) Eine Ursache ihrer Anklage mag vieleicht gewesen seyn, daß sie es für eine Thorheit hielten, in einem so hohen Alter noch Tragödien zu machen, weil diese Kunst, wie jede andere Gattung der Poesie, ein Alter vorausetzet, wo der Geist am frischesten ist. Diese Beschuldigung aber konnte Sophokles für seine Person nicht beßer ableinen, als daß er seine Arbeiten vorlas. In den neuern Zeiten hat auch der noch lebende Herr von Voltaire von seiner angehenden Jugend an, bis in das späteste Alter für die Bühne gearbeitet, und wenn den Zeitungsblättern zu glauben ist, so hat er erst vor einigen Jahren noch, bey kränklichen Umständen und bettliegerig ein Lustspiel in einer Zeit von dreyen Tagen in die Feder diktiret. Andern Geistern möchte es rathsam seyn, ihre Muse etwas frü-

vernachläßigte, so las er den Richtern die neu verfertigte Fabel vom Oedipus vor, worauf er alsobald losgesprochen wurde.

Ich habe schon einmal gemeldet, daß der ganze Kosten der Schauspiele von dem gemeinen Wesen aus bestritten, und dabey weder Mühe noch Geld gesparet worden. Für ein Beyspiel muß ich noch anführen, daß die Aufführung dreyer Stücke des Sophokles der Republik Athen mehr gekostet habe, als der ganze peloponesische Krieg. Dieses geschah in einem Staate, der von Philosophen wimmelte, von lauter Weisen regieret wurde; und zu einer Zeit, wo man über alles philosophirte, und alles öffentlich tadeln durfte. Gleichwohl lieset man nicht, daß dieses Unternehmen von Jemanden wäre mißbilliget worden. Es ist noch

zu

früher schweigen zu lassen, besonders denjenigen, die sich in ihrem besten Alter kümmerlich über das Mittelmäßige schwingen. Aber nein; Nachtgedanken, und Gedichte, von einer gewissen andern Art, die in Deutschland seit einigen Jahren so sehr Mode gewesen, waren eine anständige Beschäftigung, wenn die Dichter alt wurden. Denn schreiben müssen sie, so lang sie leben; in der Jugend **anacreontische Lieder**; im Alter **Nachtgedanken.**

zu merken, daß dieses eine Republik gethan hat, welche bey wichtigen Vorfällen oft Schulden machen mußte, und mit mancher heutigen, z. B. Venedig, an Reichthum nicht in Vergleich kommen kann. Diese Art zu denken, welche den Athenienfern so viel Ehre macht, entstund entweder aus einem lobenswürdigen Vorwitz, etwas vollkommenes in dieser Art zu sehen; oder eine so prächtige Vorstellung sollte eine stille Belohnung des Dichters seyn, auf den die Republik so stolz war.

Von den Griechen gehen wir zu den Römern über. Diese wusten die Griechen in allen Künsten so nachzuahmen, daß nebst ihrem Ruhme auch diese noch sehr viel gewannen. Die Schauspiele waren hier noch prächtiger, als in Griechenland, weil nämlich die Römer, wo nicht an Witz, doch an Pracht, Reichthum und Ansehen die Griechen weit übertraffen. Wer sich von dem Aufkommen, und den vielerley Gattungen der römischen Schauspiele genauer unterrichten will, der darf nur den Livius nachlesen, der dieser Materie in seiner römischen Geschichte ein eigenes Buch

gewidmet hat; und in der That macht die Schaubühne der Römer keinen geringen Gegenstand, nicht nur in der gelehrten, sondern auch in der politischen Geschichte dieses Volkes aus. Die Bühnen, wo ich nicht irre, waren in Rom acht ganze Jahrhunderte offen. Man hat zwar von ihren komischen Werken nichts mehr als einige Stücke des Plautus und Terenz: von den tragischen aber nur noch die zehn Tragödien, die unter des Seneca Namen bekannt, und in ihrem Werthe weit unter den griechischen sind: nichts destoweniger lesen wir noch die verschiedenen Namen drammatischer Werke und Dichter. Wenn aber die Römer keine so guten Tragödienschrieber gehabt haben, als die Griechen: so hat dieses seine besondern Ursachen, darunter vieleicht auch dieses zu rechnen ist, daß sich jene immer nur auf solche Materien einschrenkten, die von diesen schon glücklich behandelt worden. Daher lieset man von lateinischen Tragödien nichts, als etwann einen Thyest, Atreus, eine Medea, und dergleichen. Das Volk war viel zu sehr in alles Griechische verliebt, und die Dichter hatten hier gleichsam ihr angewiesenes Feld. Sie folgten, weil sie nicht hoffen konnten, daß etwas Neues eine Wirkung haben würde.

Da sie aber in diesen bis zum Eckel bekannten Materien neu seyn wollten, so geriethen sie nothwendig auf Ungereimtheiten, und von dem Tragischen in das Scheußliche, wovon die Tragödien des Seneca Zeugen sind. Indessen wurden vielfältig die griechischen Muster übersetzt, oder auch in der Grundsprache aufgeführet, da diese in Rom so gemein und noch gemeiner war, als es das Französische unter uns ist. Ich komme wieder näher zu meinen Vorhaben.

Die Großen in Rom, die an Macht und Ansehen über Könige erhaben waren, hatten jeder sein eigenes Theater, auf denen sie bey Gelegenheit dem Volke öffentliche Spiele gaben. So wissen wir von einem Theater des **Pompeius**, **Marcellus**, und anderer. Von welchem Geiste waren nicht ein Cato, Cicero, Cäsar, Augustus und andere, und wie gerne besuchten sie nicht die Schaubühne? Bey diesen Künsten fanden sie ihr Vergnügen, und ihre Ruhe, wenn sie des Tages über mit Staatsgeschäften beladen gewesen. Wie hoch unter andern Cicero den berühmten comischen Acteur **Roscius** geachtet, ist aus seinen Schriften bekannt. Er gedenket seiner in sehr vielen Stellen;

er nennet ihn seinen Freund, und schätzte ihn als einen solchen. Eben dieser Roscius war das Augenmerk und der Liebling der Stadt Rom. Er genoß jährlich so viel Einkommen, daß sich heut zu Tage ein Fürst standmäßig davon aufführen könnte. Aesopus ein ebenfalls berühmter tragischer Acteur hinterließ seinem Sohne, einem berüchtigten Verschwender, eine Summe von fünf Millionen, die er sich mit den Agiren erworben hatte. Von dem Terenz wissen wir, daß er mit den größten Männern, und namentlich mit dem Scipio und Lälius in Freundschaft gestanden, und man glaubte damals: diese letztern wären ihm in Ausarbeitung mancher Stücke behilflich gewesen. Es waren nämlich die Großen in Rom auch in den schönen Künsten wohl bewandert. Heut zu Tage hat nicht ein jedes Land Männer, die gleich einem Turenne eine Armee in Ordnung zu stellen, oder Friedenstractaten zu schließen; und in der Loge über ein Trauerspiel richtig zu urtheilen wissen. Unwissenheit und Stolz sind noch vielfältig so gemein, daß sichs viele zu einer Schande machen würden, eine Zeit auf die schönen Wissenschaften zu verwenden.

Folgendes, was doch die Geschichte als unläugbar bezeiget, scheinet für unsre Zeiten fast unglaublich. Es liessen sich nämlich nicht nur Männer vom Ansehen, sondern auch selbst Monarchen zuweilen belieben, eine Person auf dem Theater vorzustellen. Man lieset dieses so gar vom **Augustus** dem grösten unter allen Monarchen, die jemal gelebt haben. Von dem **Nero** erzählen Suetonius und Dio, er habe die Kunst zu declamiren so wohl verstanden, daß er in den Trauerspielen **Canace, Orest** und dem **rasenden Hercules** die vornehmsten Rollen spielte. In diesem letztern Stück soll sich eine Begebenheit ereignet haben, welche beynahe die Tragödie in das possierlichste Lustspiel verwandelte. Als ein kürzlich angeworbener Soldat, welcher vor der Theaterthüre wachen muste, den Kaiser in der Person des Hercules binden sah, lief er eilends hinzu, in der Meynung, ihm beyzuspringen, welches nothwendig dem ganzen Parterre unmäßig zu lachen gab.

Da endlich Geschmack und Wissenschaften miteinander fielen, kam auch das Drama allmählig in Abschlag, und das Theater war nicht so fast mehr für

Leute

Leute von Geschmack als für den Pöbel. Es wurden daselbst allerhand sinnliche Vorstellungen eingeführet, wozu noch die blutigen Spiele der Fechter und Kämpfer zu rechnen sind. Die Pantomimen, die unter dem August aufkamen, und anfänglich in ihrer Kunst Geschmack und eine erstaunenswürdige Geschicklichkeit zeigten, wurden endlich in Gauckelspiele verändert, und arteten auf allerhand geile Possen aus, in die das Volk so unsinnig verliebt war, daß die Regierung öfter daran dachte, alle Pantomimen aus der Stadt zu verjagen, dieses aber aus Furcht den Pöbel in Harnisch zu bringen, auf gelegnere Zeiten verschieben mußte. Der Geist der Wissenschaften, der Rom ehemal so herrlich und groß machte, verschwand immer mehr, und ließ zuletzt nur noch seinen Schatten in einigen Gewohnheiten zurück. Das Theater blieb in Rom, und andern großen Städten dieses Reichs, bis zu den Zeiten offen, da die Christenheit eine allgemeine Ruhe und Sicherheit genoß. Aber es war ein Schauplatz der Unfläterey und geilen Possen: es mußte, wie der Circus mit seinen Grausamkeiten, der sinnlichen Augenlust dienen. Die Väter der Kirche, die ihre Pflicht kannten, mußten nothwendig dawider eifern, um so

mehr,

mehr, da diese Spiele zugleich ein Theil des heydnischen Aberglaubens waren. Dahin also sind die Stellen einiger heil. Väter auszulegen, die wider das Theater schreiben, und die eigentlich nur auf die Mißbräuche des damaligen Theaters gehen.

Hier wäre nun eigentlich der Ort, die Billigkeit derjenigen Hochachtung, die die Alten gegen das Theater hatten, mit Vernunftsgründen darzuthun. Ich könnte klärlich beweisen, daß ein gereinigtes Theater gar wohl eine Schule der Sitten, oder zum wenigsten eine Schule des Geschmacks sey. Aber ich begnüge mich für dießmal die Sache bey dem bloßen Ansehen dieser in allen öffentlichen Handlungen so weisen Nationen bewenden zu lassen, und gehe von den allen auf unsre Zeiten über.

Die Franzosen haben zwar das Theater schon im vorigen Jahrhundert auf einen herrlichen Fuß gebracht. Das goldne Alter Ludwigs XIV, welches in der gelehrten Geschichte eben so merkwürdig ist, als das Alter des August brachte, wie in allen Künsten, so auch in der dramatischen Dichtkunst Männer herfür, deren

Arbeiten dem menschlichen Verstand Ehre machen. Das Theater ist noch heut zu Tage in Paris in ihrem blühendsten Zustande, und wegen ihrer Feinheit gewiß das vornehmste, das jemal gewesen ist. Es ist schon lange her ein fruchtbares Feld der Ehren gewesen, auf welchem nicht nur viele Dichter, sondern auch viele Schauspieler beyderley Geschlechts, nebst andern Belohnungen die Unsterblichkeit eingeärndtet haben. Die Engeländer haben den Franzosen hierinn wenig nachgegeben. Schakespar, und Ottwai waren schon vor den Zeiten Corneills und Racinens berühmt. In welchem Theile aber des gesitteten Europens, wo nur ein schwacher Stral der Wissenschaften hindringt, ist der Name des berühmten venetianischen Advokaten Goldoni unbekannt? Aber auch Deutschland macht sich mit dem Theater Ehre. Schon jetzt, da die Wissenschaften erst anfangen, allgemein zu werden, haben wir unter den dramatischen Dichtern nebst einem Schlegel, Cronegk, und Brawe, (welche drey ein frühzeitiger Tod in dem besten Alter, mitten unter ihren Arbeiten hinweggenommen hat:) einen Gellert, Leßing, Weiß, und andere.

Ueber-

Ueberhaupt läßt uns das gute Fortkommen der deutschen Bühne hoffen: die Trouppen französischer Comödianten, die noch an verschiedenen deutschen Höfen sich befinden, werden nach und nach deutschen Gesellschaften Platz geben müssen. In Berlin, Hamburg und Leipzig sind die deutschen Bühnen gewiß schon sehr vollkommen. Auch in Wien hat diese schon lange die Achtung des Publicums, und die Verbeßerung desselben zieht viele Aufmerksamkeit nach sich. Es sind von da her verschiedene Originalstücke im Drucke erschienen, die einen guten Fortgang versprechen. *)

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

---

*) Hier befindet sich für jetzt die ohne diese Lobsprüche ohnehin schon berühmte Gesellschaft der **Mad. von Kurz**, welche von dem hiesigen Hofe hieher berufen, schon seit einigen Monaten sich mit dem verdienten Beyfalle zeiget. Man müßte hier ein genaues Verzeichniß der ganzen Gesellschaft liefern, wann man einer jeden Person ihr verdientes Lob geben wollte. Sie unterscheiden sich einander, wie es bey guten Gesellschaften seyn muß, eine jede durch besondere Fähigkeiten zu dieser oder jener Rolle. Ueberhaupt aber sehen wir die schönsten Stücke von Goldoni und Moliere so vorgestellet, daß alle diejenigen roth-

nothwendig einen Geschmack am Theater bekommen müssen, die gegen das Schöne und Reitzende in Künsten nicht unempfindlich sind. Die Zeit selber wird vieleicht Gelegenheit geben, künftig auch einen Renegat, Olint und Sophronie, eine Mis Sara Samson und dergleichen unter einer so würdigen Vorstellung sehen, sämmtlich aber die schönen Geister Deutschlands bewundern zu können.

Zevs und der Esel.

Bist du mit deinem Stande zufrieden, sagte Zevs zu dem Esel.

Immer zufrieden, antwortete der Esel. Immer will ich gerne ein Esel seyn, laß mir nur die Gabe der Unwissenheit bey meinem Stande, damit ich es nicht weis, daß ich ein Esel bin.

Fig: I

Fig: II.

Fig: III.

N.º 1.

N.º 2.

Der
Patriot in Baiern.

Zwanzigstes Stück.
München den 15 December, 1769.

Die Mißgeburt.

Es ist eben so schwer die wahren Gränzen gelehrter Untersuchungen zu bestimmen, als es unmöglich ist die Folgen neuer Entdeckungen voraus zu sehen. Wer seine von GOtt geliehene Gaben nicht in einer sträflichen Trägheit verderben läßt, sondern seine Zeit mit einem unschuldigen Geschäfte zubringt, der darf sich schmeicheln, daß seine Bemühung ihm selbsten Vergnügen und seinem Nebenmenschen Nutzen verursachen könne. Wer zuerst die Wälder und Wüsten, um heilsame Brunnen zu entdecken durchwandert, oder die Berge und Felsen, um gesunde Kräuter zu suchen, gestiegen ist, der hat gewiß Lob und Dank von der Nachwelt verdienet, wenn

auch seine ostmals fehl geschlagenen Unternehmungen der Spötterey derjenigen, welche mit ihm zu gleicher Zeit gelebt haben, ausgesetzet waren. Wenn man viele Theile der Wissenschaften, die im ersten Anblicke von keiner Erheblichkeit zu seyn scheinen, schlechtweg verworfen hätte: so wären keine davon zu der Vollkommenheit, in welcher sie heut bewundert werden, gestiegen. Denn Anfangs waren sie alle klein: und sind zu ihrer gegenwärtigen Größe durch allmählige Zusätze, und stufenweis aufeinander gesetzte Arbeiten gelanget.

Diejenigen also, welche ihre Zeit und Mühe in Sammlung allerhand zu philosophischen Betrachtungen geschickter Materien anwenden, haben allerdings das Recht unter die Beförderer der Wissenschaften gerechnet zu werden. Denn, obschon der Besitz einiger Dinge z. E. einiger Thiere, einiger Pflanzen, einiger Steine u. d. g. einen Gelehrten vom weiten noch nicht ausmacht: so ist es doch unmöglich, daß man in der Naturlehre ohne solche Beyhilfe weit kommen kann. Das allerschärfste philosophische Aug ist ohne dergleichen Naturalien Sammlung weder das

Gebäude der Thiere, noch die wesentlichen Theile der Pflanzen, noch das Innere der Metalle einzusehen im Stande. Wie leicht aber wird ein Naturforscher alle Reiche der Körper durchwandern, wenn ihm die Schätze der Natur in einer vollständigen Sammlung seinen Sinnen sowohl als seinem Geiste, so zu sagen, bloß und offen da liegen? Dergleichen Sammlungen sind in der That dem Naturforscher zu Verfertigung eines Systems in der Naturlehre, eben so unumgänglich nothwendig, als einem Architecten, Holz und Steine sind, ein Gebäude aufzuführen. Wie wäre es daher zu wünschen, daß dieses den nützlichen Wissenschaften so erforderliche, und in sich selbst so fruchtbare Feld in unserm Vaterlande mit größerm Eifer, als es bisher geschehen ist, bearbeitet wurde! und daß sich viele auf eine Wissenschaft verlegen möchten, ohne welche die herrlichsten Hervorbringungen der Natur nothwendiger Weise vergraben liegen müssen. Was für trefliche und dem Landmann sowohl als dem Handwerker höchst brauchbare Entdeckungen wurden nicht aus einer solchen Erkenntniß der natürlichen Körper besonders der Landesproducten entstehen?

Diesen so nützlichen, so angenehmen Geschmack, die Seltenheiten der Natur zu sammeln, habe ich meinen Landesleuten als ein wahrer Patriot beyzubringen mich von Zeit zu Zeit bemühet; da ich in meinen Blättern verschiedene von der Art Raritäten aus allen Reichen der Natur nicht nur deutlich zu beschreiben mich beflissen habe; sondern ich habe sie auch, um ihre Gestalt recht begreiflich zu machen in Kupfer stechen lassen. Heut werde ich beym Schluße des Jahrs drey Mißgeburten, welche bey der Churfürstl. Akademie der Wissenschaften verwahret werden, vor Augen legen. Denn auch diese gehören allerdings zu einem vollständigen Naturalien Cabinet: theils damit durch eine geschickte Gegenhaltung derselben mit den ordentlichen Hervorbringungen der Natur man die Eigenschaften natürlicher Dinge desto klärer einsehen könne, theils damit man die verwunderungswürdige Wege, welche eben diese Natur in Formirung ihrer Geschöpfe nimmt, desto leichter und schärfer nachforschen möge.

Durch Mißgeburt versteht man zwar eine natürliche Geburt, welche aber von der gewöhnlichen Ordnung und Gestalt ihrer Art so merklich abweicht, daß

ein kenntlicher Unterschied in einem oder in mehrern Theilen eines solchen Körpers leicht in die Augen fällt. Wenn der Gegenstand unsere Sinnen nicht mit einer Gattung der Erstaunung rühret, wenn nur ein geringer Unterschied in dem Thiere, in welchem die Verstaltung vorkommt, anzutreffen ist: so pflegt man dergleichen Thiere nicht unter die Mißgeburten zu zählen. In Ansehung der Structur des Körpers giebt es verschiedene Gattungen von Mißgeburten. Denn entweder fehlet an dem Thiere ein nöthiges Glied, oder es ist ein überflüßiges zugegen; dergleichen sind die Mißgeburten mit zween Köpfen, oder diejenigen, welchen ein Fuß, ein Aug u. d. gl. abgeht. Andere fallen unter diese Benennung wegen der besondern Gestalt, außerordentlichen Größe, ungewöhnlichen Kleinigkeit, oder wunderlichen Versetzung gewisser Theile. Zu dieser Classe gehören endlich alle Thiere, welche einige Glieder zusammen gewachsen haben, so in der Ordnung der Natur, und, um ihre Verrichtungen geschicklich ausüben zu können, von einander stehen sollten: und auch diejenigen, welche abgesönderte Theile haben, so in der natürlichen Gestalt zusammen gesetzet sind.

Fig. I. stellet eine Mißgeburt von Zwillingen vor, welche zu München ungefähr vor 30 Jahren aus dem todten Leibe der Mutter genommen worden. Die fränklichen Umstände dieses Weibes, welches ganze 13 Jahre hindurch alle Zeichen einer schwangern Frau geäußert hat, geben Ursache zu muthmassen, daß diese Frucht so lang im Mutterleibe gelegen sey. Dieses wird dadurch bestättiget, daß das ganze Wesen gleich Anfangs nicht nur durchaus mit dünnen weißlichten Haaren überwachsen, sondern ganz dürre und sehr zusammen geschrumpfet gefunden worden: wie der gelehrte und geschickte Medicus, welcher es von der Mutter hat abnehmen lassen, schriftlich hinterlassen hat. Daß aber eine todte Leibsfrucht viele Jahre über die gewöhnliche Zeit bey der Mutter durch allerley Zufälle unverderbt erhalten werden kann, das beweisen die Arzney- und Hebammkunst: und Beyspiele davon sind so selten nicht.

Die Mißgeburt selbst ist merkwürdig. Es sind nämlich zween Körper weiblichen Geschlechts so aneinander gewachsen, daß sie nur mit einem Halse und einem Kopfe versehen sind. Die Brüste sind vollkommen

zusammen gewachsen bis an den Nabel. Die hinteren Theile des Leibes hingegen sind ganz frey. Die vier Arme und die vier Füsse gehen an ihrem gehörigen Orte aus, und sind wohl gestaltet. Die Rücken stehen gegen einander, und die Gelenke daran kann man wohl unterscheiden. Das Sonderbarste von allen ist der Kopf., welcher nicht nur sehr ungestaltet ist, indem er auf beyden Seiten zwo große mit Luft angefüllte Blasen vorstellet: sondern er ist auch in Verhältniß der übrigen Theilen widernatürlich groß. Man kann ihn billig unter die Hydrocephalen, das ist, Wasserköpfe rechnen. Die Augen, welche ausgeronnen sind; das Maul, welches keine Zähne hat; und die Nase, welcher der Knorzel abgeht, sind sehr klein. Zwo Ohrenlappen aber, welche nahe am Gesicht stehen, sind groß und ungestaltet. Ein drittes Ohr, so kaum zu erkennen ist, scheint sich am hinteren Theile des Haupts zu zeigen. Weil alle Theile dieser Zwillingen stark zusammen gezogen sind: so hält die ganze Mißgeburt nur 6. französische Zolle und 5 Linien in der Länge. Quer über die zween Leiber mißt man 4 Zolle und 3 Linien: ein Körper aber hat nur 2 Zoll 4 Linien in der Dicke. Das ganze wiegt kaum 14.

Baierische Lothe. Die Farbe ist durchaus schwarzbraun.

Hier hat man den Raum nicht tiefe Untersuchungen anzustellen, und die verschiedenen Meinungen der Gelehrten beyzubringen, wie und auf was Weise eine solche Mißgeburt hat gestaltet werden können. Die Naturforscher und Aerzte haben ganze Bücher mit Muthmassungen darüber angefüllt, ohne doch die Sache ins Klare gesetzet zu haben. Einige davon halten dafür, daß die Mißgeburten außerordentliche Werke GOttes sind, welche zur Schönheit des Weltgebäudes mitgehören. Andere aber nennen sie mit beßerem Rechte Fehler der Natur, welche zum Vorscheine kommen, so oft der Ursprung, welcher die Bewegung der Körper verrichtet, fehlet, entweder durch eine innerliche Ursache, wenn die Materie nicht in gehöriger Masse vorhanden ist, oder aus äußerlichen Umständen, deren sehr viele seyn können. Uns muß es für jetzt genug seyn, die Sache, wie sie ist, angegeben zu haben.

Die zweyte Mißgeburt Fig. II. ist ein Schweins-Ferkel, welches vor zweyen Jahren von einer gemeinen

Sau in dem baierischen Dorfe Perlbach unter vielen anderen wohlgestalteten Ferkeln gefallen ist. Alle Glieder dieses Thierchens sind vollkommen, und haben ihre natürliche Gestalt bis an den Kopf. Dieser ist sehr monstros, und hat fast keine Züge eines Schweinkopfes. Denn das Thier ist einäugig, und dieses Aug welches wegen seiner unmässigen Größe das ganze Gesicht in der Breite ausfüllt, steht im Mitten der Stirne. Das eine Ohr befindet sich in seiner natürlichen Lage, und zeiget nichts sonderbares; das andere aber wachset aus dem Halse gegen die Schulter, und ist so klein, daß man wohl umsehen muß, bis man es erblicket. Es ist auch mit keiner Oefnung, durch welche die Luft bis an das Innere des Gehörs dringen könnte, versehen. Der Kinbacke, die Zähne, die Lippen und die übrigen Stücke scheinen vielmehr das Maul eines Schafes als den Rachen eines Schweins zu gestalten. Denn sie sind kurz, in der Breite zusammen gezogen, und stumpf, da das Schwein einen länglichten und in die Rundung gespitzten Rüssel hat. Auf der Stirne oberhalb des Auges hängt ein langes Stückchen Fleisch oder vielmehr ein Knorpel, welchen man für den zu Anfang von der Natur bestimmten Rüssel halten sollte.

Es reichet aber dieser Knorpel nicht über die Nase und über das Maul, wie der Schweinsrüssel, sondern er ist nur an der Stirne fest, und man kann ihn leicht gegen alle Seiten wenden.

Das Thierchen ist frisch und gesund auf die Welt gekommen, und hätte allem Ansehen nach das Leben eine geraume Zeit fortgesetzet: welches einem Naturforscher Gelegenheit gegeben hätte manche schöne Beobachtung anzustellen, wie und auf was Weise das Thierchen, nachdem es nicht mehr von Muttermilch ernähret worden, seine Lebensmittel hätte suchen müssen. In die Erde hätte es nach der Art seines Geschlechts gewiß nicht wühlen, und sein Essen auftreiben können. Denn dazu wären ihm die nothwendigen Werkzeuge abgegangen. Allein der Aberglaube einer Dienstmagd hat, wie es bey dergleichen Fällen nur gar zu oft zu geschehen pflegt, allen Betrachtungen auf einmal ein End gemacht; da sie das arme Thierchen, sobald es das Taglicht erblicket, erwürget hat, freylich um alles Unheil von dem Hause abzuwenden: denn was für Unglücke hätte nicht ein so scheußliches Abentheur der Familie, ja der Nachbarschaft, oder gar dem ganzen Lande nach sich ziehen können?

Der vernünftige und gelehrte Hauswirth, der an der Mordthat keinen Theil hatte, sondern vielmehr über die thörichte Sorgfalt seiner Magd ungehalten war, schreibet diese Mißgeburt der Einbildungskraft seines Mutterschweines zu. Es hätte nämlich das trächtige Schwein, da es den strotzenden pip- oder indianischen Hahn öfters im Hofe sich herumschwingen erblicket, einen so tiefen Eindruck von dessen herabhangender Schnautze erhalten, daß die Wirkung davon die natürliche Gestalt der Leibsfrucht zu verwandeln vermögend gewesen. Die Aehnlichkeit des oben beschriebenen Stückchen Fleisches oder Knorpels mit der abhangenden Kammmhaut des indianischen Hahns hat ihn hauptsächlich auf diese Meynung geführt. Allein, einmal, es ist bey den Gelehrten noch lang nicht ausgemacht, ob die Einbildungskraft eine solche Wirkung bey den schwangern Weibern, zu geschweigen bey den trächtigen Thieren hervorbringen könne. Zweytens, warum hat die mütterliche Einbildung nicht die nämliche Gewalt bey den übrigen Ferkeln gehabt? da sie sich doch alle in vollkommen gleichen Umständen befanden. Drittens, wenn man den Knorpel des Ferkels betrachtet: so fällt alle Aehnlichkeit desselben mit der Kamm-

haut des Pipbahns auf einmal weg. Denn er hat weder die nämliche Gestalt, noch Bestandstheile, noch Farbe: sondern man sieht ganz klar, daß er nichts anders, als ein übel ausgefallener Schweinrüssel sey, welcher vielleicht aus Abgange der nöthigen Nahrungssäfte zu seiner natürlichen Größe zu gelangen verhindert worden; oder durch einen anderen Zufall, deren auch im Mutterleibe viel seyn können, von den übrigen Theilen abgerissen worden, und auf solche Weise ungestaltet geblieben. Daß er aber wirklich einen Schweinsrüssel hätte gestalten sollen, das beweisen die zween zwar verstopften, doch sichtbaren Puncten, welche die Nasenlöcher des Thiers deutlich genug anzeigen.

Diesen zwoen Mißgeburten wollen wir noch eine Dritte von Fröschen zugesellen. Diese sind vor einigen Jahren aus dem sogenannten Frositeiche der löblichen Canonie zu Rothenbuch in Oberbaiern gehoben worden; und erhalten sich noch ganz wohl im Weingeiste. Fig. III. 1, 2.

Ehe ich aber die Mißgeburten selbst zu beschreiben anfange, muß ich ein paar Worte

von

von den Fröschen überhaupt, und von ihren Verwandlungen voraus setzen, damit man das Wunderbare bey den Mißgeburten desto leichter begreifen könne.

Wiewohl alle Frösche, wie es bekannt ist, amphibische Thiere sind, welche sich sowohl im Wasser als auf dem Lande aufhalten: so werden sie doch in verschiedene Gattungen eingetheilt, theils wegen des Ortes, in welchem sie ihre Nahrung zu suchen pflegen, als der Landfrosch, der Wasserfrosch, der Laubfrosch u. d. gl. theils wegen Unähnlichkeit ihrer Glieder, da einige Frösche 5, andere 4 Zehen an Füssen zählen; einige sind mit Krallen, andere mit Säns, oder Schwimmfüssen versehen: theils wegen andern Eigenschaften; indem einige lange und schmale, andere aber erhabene und runde Leiber haben: einige sind mit einer einfärbigen und glatten, andere mit einer fleckichten, und rauhen Haut bedecket. Was aber hauptsächlich zu unserm Endzwecke gehört, das sind die verschiedenen Metamorphosen oder Verwandlungen, welche die Frösche untergehen, ehe sie ihre natürliche Gestalt erreichen.

Mf. Gantier, der viele und sehr genaue Beobachtungen über die Handlungen der Frösche gemacht hat, giebt auch eine vollständige Nachricht von ihren Verwandlungen. Wir wollen dieselbe so kurz als es nur möglich ist, zusammen ziehen, doch so, daß wir einen hinlänglichen Begriff von der Hauptsache erlangen mögen.

(Der Beschluß folgt.)

Das aufrichtige Beichtkind.

Die gute alte Dorimante,
Die andrer Fehler trefflich kannte,
Und ihre eignen selbst nicht sah,
Verlangte doch noch fromm zu scheinen,
Und wer wird mir wohl das verneinen?
Denn solche Leute giebt es ja!

Ich komm' auf Dorimante wieder;
Sie kniet vor dem Priester nieder,
Und fieng ihm so zu beichten an:
Wie ichs gehört, muß ich verschweigen,
Denn man kann es so leicht nit zeigen,
Wie ein Poet oft hören kann.

Ach!

Ach! Pater! sagte sie, und stehnte,
O wenn ich es nur sagen könnte!
Herr! meine böse Nachbarinn;
Die weis die Leute durchzulassen,
Das lose Weib! ich muß sie hassen,
Denn sie ist eine Buhlerinn.

Mein Mann, der schlimmste aus den Männern
Will sich stäts vor der Welt verschönern,
Er ist ein Schelm, verzeih mirs GOtt!
Stäts sieht man ihn in allen Gassen
Auf unverschämte Mädchen passen;
Er quält mich noch gewiß zu tod.

Der Pater sagt: du kannst die Sünden
So gut von andern Leuten finden;
Wohlan! so sag auch deine an.
Wie? — rief sie sie: meine? — meine Sünden?
O! deren kann ich keine finden!
Zeit Lebens hab ich nichts gethan.

Für deiner Nachbarin Verbrechen
Sollst du, rief er, zween Psalter sprechen,
Und einen für den bösen Mann.
Die Laster hab ich hören müssen,
Die sie verübt, — du sollst sie büssen,
Weil du die Beicht für sie gethan.

O wäre dieser kluge Pater
Ein mächtger Fürst, ein Landesvater!
Wo wurden die Verläumder seyn?
Er wurde falsche Kläger strafen,
Gedrückter Unschuld Recht verschaffen,
Es fände sich kein Schmeichler ein.

E. B. F.

Der
Patriot in Baiern.

Einundzwanzigstes Stück.

München den 22 December, 1769.

Fortsetzung
der
Abhandlung von dem Theater.

Das Glück, welches solcher Gestalten für das Theater grünet, rühret nicht bloß von einer blinden Liebe der Ergötzung, sondern vermuthlich von einer Ueberzeugung von dem innren Werthe und Nutzen der Schauspiele her. Es bedarf also die Hochachtung derselben aus politischen Gründen so wenig einer Einschrenkung, daß man es vielmehr einem ruhigen Staate zu einem Fehler anrechnen muß, der gar keine theatralische Lustbarkeiten anstellt. Die Ursache liegt darinn, daß man sich von der Glückseligkeit eines solchen Staates so wenig eine gute Idee machen kann, als von einer Haushaltung, wo man

nur immer wider Mangel und Dürftigkeit streiten, niemal aber eine vernünftige Lustbarkeit anstellen kann. Ich habe nicht nöthig, diesen Gedanken weiter auszuführen, da man weis, in welches Ansehen sich Frankreich durch diese Künste bey auswärtigen Höfen gesetzet hat. *)

Ueberhaupt stifften die Künste für den wenigen Aufwand, den man auf sie verwendet, tausend Vortheile. Ich verstehe hierunter nicht bloß den Ruhm, der Leute von einem niederträchtigen Geiste, welche jeden Vortheil nach baarem Gelde berechnen, meistens sehr gleichgültig ist. Die Schaubühne hat hierinnen vor andern Künsten den Vorzug.

Alles,

*) Die theatralischen Lustbarkeiten wurden daselbst so gar in den schweren und ganz nahen Kriegen Ludwigs des XIV. ununterbrochen fortgesetzet. Der Abbt Aubignal sucht dieses in seinem Buche von der theatralischen Dichtkunst zu rechtfertigen, und er führet dabey auch das Beyspiel der Athenienser an, welche, als sie im Schauplatze die gänzliche Niederlage ihrer Armee vor Syracusa erhielten, die Schauspiele gar nicht unterbrechen wollten; die fremden Gesandten, welche bey den Schauspielen waren, und diese Aufführung sahen, bewunderten die Großmuth dieses Volkes.

Alles, was man dem Menschen wider seine bösen Neigungen abgewinnen kann, schrenket sich auf die Vorstellung ein, wodurch man ihm das Gute als nützlich und schön, das Böse aber als schädlich und unanständig vorstellet. Dahin zielen die Erziehung, die Predigten, und alle Mittel, wodurch man den Willen eines Menschen zu beßern sucht. Man sage mir nur unter allen diesen eine sanftere und angenehmere Art, als uns das Dramma darbiethet. Hier ist die Süßigkeit und das Vergnügen mit dem Unterricht verbunden, und die Tugend wird oft in einer Person, z. B. der Eugenie dem Polieuckes so rührend vorgestellet, daß ihre Unterdrückung bey zärtlichen Gemüthern so gar Thränen erwecket.

Diese Betrachtungen haben einige so sehr übertrieben, daß sie behaupten, das Theater habe in gewißer Maaße noch einen Vorzug vor der Kanzel, und in Paris behauptete man, Moliere habe in Beßerung der damals herrschenden Sitten durch seine Comödien mehr ausgerichtet, als selbst der berühmte Redner P. Bourdelau. Diese Muthmassung (denn was ist sie wohl anders) mag nun allerdings ein wenig über-

trieben seyn; aber was ist es nöthig, die Kanzel mit dem Theater, und so zu sagen das Heilige mit dem Unheiligen zu vergleichen, wodurch nothwendig eines mit dem andern verkleinert wird.

Der drammatische Dichter ist in vielerley Absichten ganz ein andrer Moralist als der Kanzelredner. Dieser hat eigentlich jedes Laster, und alle Untugenden, welche den Christen oder Bürger verunzieren, zu seinem Vorwurf, und er suchet selbe mit allerhand Gründen aus der Natur und Religion, und zum Theil auch mit Vorstellung der Strafen zu tilgen. Diese Gründe sind nun in dem Munde eines Redners allerdings wirksam, und man hat Beyspiele einer augenblicklichen Bekehrung, deren sich die drammatische Poesie nicht rühmen kann, so wenig als die Weltweisheit. Hingegen hat selbe nur mit Lastern zu thun, die zugleich auch Thorheiten oder Wirkungen blinder Leidenschaften sind, und entweder unser Gelächter oder Mitleiden verdienen. Dahin gehören noch tausend andere Sachen, welche zwar eben nicht lasterhaft, aber doch unanständig und Mängel unsrer Sitten sind. Oft geben sie auch zu wichtigen Folgen Anlaß, sonderbar,

wenn

wenn sie allgemein sind, und stehen edlen Handlungen im Wege. Dem gemeinen Wesen liegt also allerdings daran, daß der Verstand auch hierinn einen Unterricht bekomme, und kein Moralist wird dieses beßer ins Werk setzen, als der Dichter. Er versammelt eine Anzahl Leute von verschiedenen Ständen und Gemüthsarten, und leget eine Handlung zum Grunde, zu welcher alle ihre Sitten und Absichten gewiß wirken. Wir sehen darunter die Großsprecherey, den Geitz ꝛc. gleichsam eingefleischt, und der Dichter hat gewonnen Spiel, wenn er unsern Geschmack dawider aufbringt. Eben so viel läßt sich auch von der Tragödie sagen. Wir lernen hier gewiße Handlungen und Leidenschaften als die Quellen bittrer Folgen verabscheuen, und dagegen werden uns edle Handlungen, die Großmuth, Verachtung des Todes, und andere als liebenswürdig vorgestellet. Das Gemüth wird manchmal so sehr befeuert, daß wir glauben, es gehe nichts mehr ab, daß wir nicht eben so großmüthig handeln, als die Gelegenheit. Dieß alles zusammen genommen, heiße ich eigentlich den Geschmack beßern.

Wenn ich aber den eigentlichen moralischen Nutzen des Theaters darauf einschrenke, daß es den Geschmack beßere: so ist selber meines Erachtens wichtig genug; weil nämlich ein feiner und richtiger Geschmack die Quelle unzähliger schöner Handlungen, und überhaupt einer guten Lebensart ist. Der größte Theil der Menschen handelt nicht nur in gleichgültigen, sondern auch in wichtigen Unternehmungen, gemeiniglich nach den blinden Trieben und Neigungen, ohne daß sie vorher die Sache nach Gründen entscheiden. Wie wichtig ist es also, daß dieser Rathgeber, der Geschmack nämlich, richtig und gut sey.

Ich habe bisher von dem Theater ziemlich vieles, und vielleicht bis zum Eckel witziger Leser weitläuftig gesprochen, und dennoch habe ich es noch wenig von seiner rührendsten Seite gezeigt. Ich meyne das Vergnügen, welches es uns gewähret, und um dießwillen allein es in einem Lande sehr werth zu halten ist. Eine Ergötzung ist immer nach der Arbeit erlaubt, und ein Mittel wider den Verdruß ab derselben. Unter allen aber ist gewiß keine anständigere und angenehmere Unterhaltung als ein gutes Schauspiel.

spiel. Hier versammeln wir uns zu einer müßigen Zeit, statt daß wir entweder zu Hause im Lehnstuhle gähnen oder spielen, oder in einer leeren Gesellschaft die Zahl müßiger Plauderer vermehren.

Wie viel Mitleiden also muß man mit der Unwissenheit einiger Leute haben, die die Schaubühne glatterdings für eine Beschäftigung der Müßiggänger ansehen; besonders, wenn es solche sind, welchen man Standes halber billig einen beßern Geschmack zutrauen sollte.

Glückliche Zeiten! da der Geist der Abneigung von allem dem, was man schöne Wissenschaften nennet, gänzlich wird getilget seyn. Alle wahre Patrioten sehen denselben mit vieler Sehnsucht entgegen.

Junker Hanns.

Dem Junker Hanns von edlem Blut
Kam neulich eine wilde Wuth,
Er wollt' ins Treffen gehen.
Nun, rief er: ist es einmal Zeit,
Daß meinen Muth und Tapferkeit
Auch meine Feinde sehen.

Auf! Diener! sattelt mir mein Pferd,
Laßt mich allein, und ungestört
In Tod, und Wunden reiten.
Da wird es gut gefochten seyn,
Da schlägt man wie ein Donner drein,
Wo Junker Hannß wird streiten.

Er sprang aufs Pferd, und wie ein Blitz
Fuhr er mit wahrer Heldenhitz
Durch die bestäubten Auen.
Und da schlägt schon sein Säbel hin! —
Doch nein! das führt er nicht im Sinn.
Er kam nur zuzuschauen.

Beschluß
der
physikalischen Abhandlung
von
der Mißgeburt.

Der Froschlaich, sagt er, so bald er ausgeschüttet wird, fällt im Wasser zu Boden. In einer Zeit von 4 Stunden steiget diese Gattung von Eyer bis an die Oberfläche des Wassers wieder auf. Innerhalb 8 Stunden breitet sich diese weiße Materie merklich aus. Am 17 Tage nehmen die Eyer die Gestalt einer Niere an sich. Am 22 Tage fängt das Schweifchen sich zu entwickeln an. Am 39 Tage nimmt man in den kleinen Würmchen eine Bewegung wahr. Am 42 Tage fällt ein Theil des Laichs gegen den Boden des Wassers, der übrige Theil aber bleibet in der schleimichten Materie hangen. Am 46 Tage kann man die vorderen Pfotten mit Hilfe eines Vergrößerungsglases durch die Haut unterscheiden. Am 50 Tage erscheinet das kleine Fröschchen in Form eines geschweif-

ten Kopfs, da nämlich das ganze Thierchen nur einen Kopf, und einen langen gespitzten Schweif zu haben scheint. Das Fröschchen ernährt sich von dieser Zeit an mit Wasserlinsen, bis es die gänzliche Gestalt eines Frosches erlanget hat. Am 57 Tage formiret der Kopf mit dem Leib einen ovalen oder langlichtrunden Ball. Am 80 Tage schießen die hinteren Füsse aus, und nehmen an Größe beständig zu: da zu gleicher Zeit das Schweifchen stäts abnimmt, und zu letzt gänzlich verlohren geht. Endlich am 81 Tage, an welchem die letzte Verwandlung der Frösche sich ereignet, hören sie auf alle Nahrung zu sich zu nehmen, bis die Auswicklung aller ihrer Theile vollkommen zu Stande gebracht worden. Diese so genaue Bestimmung der Metamorphosen der Frösche hält nicht in allen Fällen Stich. Denn einige Arten davon brauchen zu ihrer Auswicklung mehr, andere aber weniger Zeit. Die Wärme befördert, die Kälte aber setzet diese Wirkung merklich zurücke.

Nun wird es, hoffe ich, nicht schwer seyn, die Monstrosität unserer Frösche einzusehen. Sie besteht nämlich darinn, daß, da die Frösche ausgewachsen

sind, und ihre Füsse und übrige Glieder entweders vollkommen oder zum Theile formiret sind, sie doch ihre Schweife noch nicht abgelegt haben, welches, wie wir oben gesehen haben, allezeit um diese Zeit zu geschehen pflegt. Ich habe gesagt, oder zum Theile, denn der Frosch Num. 2 hat nur die hintern Pfotten ausgewickelt: die vordern stecken noch unter der Haut neben dem Kopfe verborgen.

Es verdienet also der Bau dieses Schweifes besonders betrachtet zu werden. Er hält 2 Zolle und 3 Linien in der Länge, und ist 5 Linien dick; folglich ist er mehr als noch einmal so lang, und fast halb so dick, als der übrige Körper des Frosches, welcher 1 Zoll und 6 Linien in der Länge und 1 Zoll und 2 Linien im Durchschnitte hat. Man sieht auch gar kein Zeichen daran, wodurch man muthmassen könnte, daß er sich mit der Zeit, und wie bey andern Fröschen, nach und nach verlieren sollte. Im Gegentheile scheinet er ein wesentliches Glied des Thiers zu seyn; und ist dem hinteren Theile eines Lampretens so ähnlich, daß ihn ein jeder, der ihn ansieht, für eine aus einem Frosche und Fische zusammen gesetzte Mißgeburt halten muß. Denn

der Schweif ist nicht nur fest an dem Rücken angesetzet, und mit der nämlichen Haut, wie der übrige Körper, überzogen; sondern er besteht aus einer festen, fleischichten Materie, welche sich in alle Bewegungen leicht schicken kann. Zudem läuft von oben bis an die Spitze des Schweifs ein subtiles, sehr bewegliches Häutchen oder Membran auf beyden Seiten, wie bey den aalartigen Fischen, aus: welches dem Thiere im Schwimmen keinen geringen Vortheil leisten kann. Dessen aber allen ungeachtet, darf man auf keine Weise dafür halten, daß diese Mißgeburten aus einer Vermischung des Saamen der Fische und der Frösche entstanden seyen. Nein, sie sind nur Frösche: denn sie haben keine Eigenschaften, als solche, welche dem Geschlechte der Frösche insgemein zukommen: und ihre ganze Abweichung von natürlichen Fröschen ist in dem zu suchen, daß ihre Schweife aus physikalischen, aber uns unbekannten Ursachen an ihren Leibern zu wachsen fortfahren, da sie nach dem ordentlichen Laufe der Natur hätten abfallen sollen, sobald sich die Füsse auszuwickeln angefangen haben.

Die

Die Unwissenheit der wahren Ursachen dieser und anderer natürlicher Erscheinungen zeiget zur Genüge an, mit was für Fleiße und Eifer die Beförderer der Wissenschaften sich auf die Sammlung der Seltenheiten der Natur begeben sollten, um dadurch die Naturlehre in ein helleres Licht zu setzen, und den Naturforschern Materien an die Hand zu geben, ohne welche sie gewiß nur einen sehr geringen Fortgang in ihren Bemühungen machen werden.

Der Eremit im Buchwalde.

Im Buchwalde nahe bey Dorndorf baute sich Eremit Milvius eine kleine Zelle, sammelte seinen täglichen Unterhalt, lebte vergnügt, und blieb von Jedermann unangefochten.

Kaum hatte er die Kunst zu sammeln durch die Uebung sich besser geläufig gemacht, so ließ er die hölzerne Zelle nieder, und baute sich eine prächtigere und bequemere von Steinen auf. Nun wird er aber schon zum drittenmale ausgeraubt.

Aeußerlicher Stolz, wie schädlich bist du manchem Eremiten gewesen?

Der
Fuchs im Todbette.

Reineke Fuchs der berühmteste Hühnerdieb im Thierreiche unterhielt sich sehr lange von seinem Raube. Lange speisete er sehr niedlich, und hielt oft prächtige Tafeln. Trotz dem Käsebier unter den Menschen spielte er den Bauern die lächerlichsten Streiche und kam immer mit ganzer Haut davon.

An seinem Geburtsfeste wollte er sich nun einen recht guten Tag machen, und gieng auf den Raub aus. — Wo erhasche ich nun das Niedlichste? dachte er sich auf dem Wege? — Wo? — Hier, — ja hier.

So dachte er, und schlich sich in den Mayerhof eines Klosters ein. Hier war Beute. Drey Hühner würgte er gleich, und verzehrte sie. Die vierte wollte er eben mit sich auf den Weg nehmen, als

ohn-

ohngefähr der Oberknecht kam, und ihn mit den derbesten Schlägen nach Hause schickte.

Wirklich kam Reineke kaum mit dem Leben davon. Er erreichte zwar sein Höhle noch; er sah aber auch, daß das Ziel seiner Diebstähle, und seines Lebens sehr nahe war.

Die meisten lustigsten Streiche fielen ihm noch im Todbette ein; und er lächelte noch darüber. Nur dieß wiederholte er immer seufzend! — Ich würde mich gewiß noch länger durchgebracht haben! — Hätte ich doch nur kein geistliches Gut angegriffen! — Hütet euch meine Brüder, — ich sterbe.